

Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID



INHALT DIESER AUSGABE

Seite

Liebe Mitarbeiterinnen und liebe Mitarbeiter	3
Weihnachtszuwendung 1964	4
Personelle Veränderungen	4
Ansprache anlässlich der Jubilarfeier 1964	5
Betriebliches Vorschlagswesen	9
Was ist heute aktuell?:	
Die Amerikareise	10
Lieber Betriebsrat	11
Warum hat die BSI eine so große mechanische Werkstatt?	12
Die Meister als Schlüsselkräfte der Unfallverhütung	15
Die Jahreszeiten (Gedicht)	16
Bilder von der Jubilarfeier	17
Wohnungen für italienische Mitarbeiter	22
Allen Jubilaren Weihnachtsgrüße	23
Eine neue Brücke über der Papenberger Straße	24
Wir haben amerikanische Gießereien besucht	26
und das meint Struppi	28
Eindrücke von einer Amerikareise	
I. Ein Land? — Ein Kontinent!	30
Unsere Jubilare	34
Familiennachrichten	34

Herausgeber

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck

Bergische Druckerei Ludwig Koch / Remscheid

Klischees

Grafisches Atelier Loose/Durach / Remscheid

Fotos

Heinz Lindenberg / Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Titelbild. Alleestraße in Remscheid im Weihnachtsschmuck

Rückseite: Evangelische Kirche in Wermelskirchen

**Liebe Mitarbeiterinnen
und liebe Mitarbeiter,**

der übliche Rückblick auf das sich neigende Jahr mag diesmal ein wenig kürzer ausfallen, weil an anderer Stelle Ausführungen zum Abdruck gelangen, die am 21. November vor unseren Jubilaren im Stadttheater gemacht wurden, und weil darüber hinaus auch noch die Belegschafts-Versammlung am 19. Dezember Gelegenheit zur Erörterung der Lage des Werkes gegeben hat.

Das Jahr 1964 hat uns in der BSI einen Wiederanstieg der Beschäftigung in den drei Werksabteilungen gebracht, der zwar eine günstigere Verteilung der Kosten auf eine erhöhte Produktion, nicht jedoch eine entsprechende Verbesserung der Wirtschaftlichkeit des Gesamtunternehmens ermöglichte. Die unverändert heftige Konkurrenz in- und ausländischer Gießereien auf dem deutschen Markt sowie (für Lindenberg) die Nachwirkungen der ersten vorjährigen Krise in der Eisen- und Stahl-Industrie hatten einen unverändert starken Preisdruck zur Folge, dem wir uns vielfach beugen mußten. Die Verteilung einer bescheidenen Dividende an unsere Kapitalgeber konnte erfreulicherweise gleichwohl gesichert werden.

Das Jahr 1965 wird vornehmlich drei Aufgaben gewidmet sein:

1. der Fortsetzung einer behutsamen Umorientierung unserer Absatzpolitik,
2. der Weiterführung eines der Modernisierung unserer Anlagen dienenden Investitionsprogrammes sowie
3. der Reduzierung unserer Unkosten, dies vor allem im allgemeinen Bereich.

Der Beginn der dazu erforderlichen Vorarbeiten liegt für alle drei Aufgaben geraume Zeit zurück. Ihre Durchführung wird gleichermaßen für den Unbeteiligten erst allmählich spür- und sichtbar werden. Die Ziele sind jedoch schon heute klar abgesteckt.

Wir danken Ihnen allen, die Sie uns wieder einmal ein volles Jahr mit dem Einsatz Ihrer vollen Arbeitskraft unterstützten, für Ihre Pflichterfüllung, Ihr Verständnis für unsere gemeinsamen Sorgen und für Ihre Treue zum Werk. Nehmen Sie diese Versicherung mit ins neue Jahr: Die BSI steht auf festem Fundament und wird von einer soliden Konstruktion getragen, die auch heftigeren Stürmen trotzen kann. Behalten wir alle diesen vortrefflichen Vorsatz im Herzen, solide zu bleiben — und das Ende des kommenden Jahres wird uns wieder erfolgreich sehen!

Friedrichs

Dr. H. Friedrichs

Busch

Dr. W. Busch

Zimmermann

K. Zimmermann

Küpper

H. Küpper



Weihnachtszuwendung 1964

Die Weihnachtszuwendung für 1964 beträgt:

DM 140,— für ledige und

DM 210,— für verheiratete Werksangehörige.

Alle Lehrlinge erhalten DM 100,—.

Für die im Jahre 1964 neu- oder wiedereingestellten Belegschaftsangehörigen vermindert sich die Zuwendung für jeden vollen Kalendermonat, der vor dem Eintrittstag liegt, um $\frac{1}{12}$.

Werksangehörige, die bereits

am 1. 11. 1954 bei uns beschäftigt waren, erhalten DM 10,—

am 1. 11. 1939 bei uns beschäftigt waren, erhalten DM 25,—

am 1. 11. 1924 bei uns beschäftigt waren, erhalten DM 40,—

am 1. 11. 1914 bei uns beschäftigt waren, erhalten DM 50,—

Zuschlag zur Weihnachtszuwendung.

Voraussetzung ist selbstverständlich, daß diese Werksangehörigen dem Werk seit obigen Daten ununterbrochen angehört haben.

Die Zuwendung wird nur an Werksangehörige gezahlt, die am Auszahlungstag bei uns beschäftigt sind. Im Dezember neueintretende Mitarbeiter scheiden aus.

Für folgende Fälle sind abweichend von den obigen Sätzen besondere Regelungen getroffen worden:

a) Witwer und Witwen ohne Kinder, die schon am 1. 11. 1949 zur Belegschaft zählten, erhalten die Zuwendung wie Verheiratete;

b) alleinstehende Frauen mit eigenem Haushalt erhalten die Zuwendung wie Ledige;

c) verheiratete Frauen, deren Männer bei uns oder anderweitig beschäftigt sind, erhalten die Zuwendung wie Ledige;

d) alleinige Ernährer erhalten die Zuwendung wie Verheiratete, jedoch nur dann, wenn die Steuerkarte entsprechende Hinweise enthält.

Die Sätze zu a) bis d) sind selbstverständlich um die Beträge für Werkszugehörigkeit zu erhöhen, wenn die Voraussetzungen dazu gegeben sind.

Die Auszahlung ist am 4. Dezember 1964 erfolgt, abzüglich der Lohnsteuer für den über DM 100,— liegenden Teil der Zuwendung. Die Lohnsteuer wird mit 20 % pauschal abgezogen. Die ebenfalls zu zahlenden Beiträge zur Sozialversicherung und Kirchensteuer werden mit der Lohn- bzw. Gehaltsabrechnung Dezember eingezogen.

Personelle Veränderungen

1. Die im laufenden Jahre gesammelten Erfahrungen bei der Zusammenarbeit mit ausländischen Gießereien und Gußabnehmern sowie unsere Absicht, künftig den Kontakt zum Ausland auf verschiedenen Gebieten über die bereits bestehenden Verbindungen hinaus noch wesentlich zu intensivieren, lassen es uns als notwendig erscheinen, diesem umfangreichen Aufgabengebiet noch mehr als dieses in der Vergangenheit möglich war, unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Wir haben daher

Herrn Dipl.-Ing. B. Huljus

beauftragt, mit Wirkung vom 1. Januar 1965 die Bearbeitung dieser Aufgaben zu übernehmen.

Herr Huljus scheidet somit unter Aufgabe seiner bisherigen Funktionen aus dem Bereich der Werksabteilung Stachelhausen aus und wird der Geschäftsleitung unmittelbar unterstellt. Sein Büro wird sich im ersten Stockwerk des Verkaufsgebäudes befinden. Herr Huljus wird weiterhin — soweit seine sonstigen Aufgaben das zeitlich zulassen — bei der Planung von Neuanlagen im Gießereibereich Stachelhausen mitwirken.

Die Beratung unserer ausländischen Kunden sowie der an unserem Know-How interessierten ausländischen Partner wird eine besonders enge Zusammenarbeit mit dem Betrieb sowie den Verkaufsabteilungen erforderlich machen.

2. Am 1. Januar 1965 tritt

Herr Dipl.-Ing. H. Welzel

als Stellvertreter von Herrn Rubensdörffer in die Werksabteilung Stachelhausen ein.

Herr Welzel war bisher als Gießereileiter bei der Firma Schmidt & Clemens tätig.

Qualifizierte Schweißer gesucht

Werksangehörige, die daran interessiert sind, an Schweißerlehrgängen teilzunehmen mit dem Ziel, nach erfolgreichem Lehrgangsabschluß ihren jetzigen Arbeitsplatz mit dem eines „qualifizierten“ Schweißers zu vertauschen, werden gebeten, im Personalamt vorzusprechen.

„Wir danken Ihnen“

Ansprache anlässlich der Jubiläumsfeier 1964 von Dr. Wolfgang Busch

Liebe Jubilare,
verehrte Gäste,
meine Damen und Herren,

nach zweijähriger Pause erschien es uns an der Zeit, Ihnen, liebe Jubilare der BSI und von Lindenberg, wieder einmal einen Nachmittag zu widmen, ein paar Stunden der Besinnung, des Frohsinns und des gemeinsamen Gesprächs. Die Geschäftsleitung, in deren Auftrag und Namen ich zu Ihnen sprechen darf, freut sich besonders über diese letztere Möglichkeit — das gemeinsame Gespräch also —, denn niemand ist so berufen wie Sie, unsere getreuen Jubilare, von uns zu hören, wie es uns in den vergangenen zwei Jahren ergangen ist, wie es uns heute geht, wo wir stehen und welche Gedanken uns bezüglich der Zukunft der BSI und von Lindenberg bewegen.

Über aller täglichen Arbeit, sich immer neu aufdrängenden Fragen und Aufgaben, haben wir buchstäblich vergessen, daß unser Werk in diesem Jahr 1964 seinen 110. Geburtstag begangen hat. Dabei fällt mir ein, daß ich die BSI vor einigen Jahren einmal scherzweise mit einer sehr vornehmen, aber auch sehr rüstigen alten Dame verglichen habe. Das Alter solcher Damen ist aber bekanntlich tabu. Unsere Vergeßlichkeit mag also einer unbewußten Höflichkeit entsprungen sein; denn mit 110 Jahren muß man's schon mehr innerlich haben, um nicht als ziemlich alte Fregatte abgetan zu werden.

Mir will freilich scheinen, daß man unserer alten Dame eben diesen liebenswerten inneren Kern, bei weiblichen Wesen schlicht „Charme“ genannt, nicht absprechen kann. Sie alle legen dafür doch sogar ein sehr beredtes Zeugnis ab. Mit einem knötterigen, alten Drachen hätten Sie bestimmt das Ehebett der täglichen Arbeit nicht 25, 30, 40 und gar 50 Jahre geteilt!

Unserer sehr munteren alten BSI-Dame ist leider in den zurückliegenden Jahren etwas sehr Unsympatisches widerfahren. Einstmals, und zwar selbst noch in den ersten Nachkriegs-

jahren, von der durchaus noblen Gesellschaft einiger weniger Edeldahlgießereien umgeben, die sich im großen und ganzen zu benehmen, sprich: auf dem Markt Sitte und Ordnung zu halten wußten, sah sie sich unvermittelt einer ziemlich rüden Gesellschaft hemdsärmeliger Burschen gegenüber, die wenig von korrektem Marktverhalten hielten, vielfach sogar in fremdländischen Sprachen etwas grell ihre Ware priesen und dabei heftig in ihrem Preisgebahren „unter Wasser schossen“.

Seit wenig mehr als zwei Jahren erlebt mit anderen Worten nun auch unser Industriezweig, erlebt auch die BSI mit zunehmender Härte den Anbruch einer völlig neuen Zeit, den Beginn einer Entwicklung, die nicht mehr aufzuhalten ist: das Zeitalter des gemeinsamen europäischen Marktes.

Die Bundesrepublik, Musterschüler dieser unerhört harten Erziehungsanstalt, hat als erstes Land des europäischen Kontinents ihre handelspolitischen Schlagbäume beseitigt, dem fremden Warenstrom ungehindert Zugang in den deutschen Markt gestattet. Was zuerst den Herstellern von Konsumgütern Herzklopfen bereitete, uns dagegen erfreute, nämlich das überwältigende Angebot ausländischer Konserven, Weine, Säfte, Seifen, Käse, Textilien, Automobile und anderer Verbrauchsgüter des täglichen Lebens, traf uns Gießereien, dazu die Walzwerke, die Schmieden sowie alle anderen Sparten der Stahl-Industrie erst Jahre später — etwa ab 1962 — und dafür umso heftiger. Die ernste Krise der westdeutschen Eisen- und Stahl-Industrie des Jahres 1963 war dafür ein beredtes Zeugnis. Von ähnlich tief einschneidenden Wirkungen bei der Gießerei-Industrie ist in der Öffentlichkeit leider viel weniger gesprochen und geschrieben worden. Gewiß, sie spielt im gesamten volkswirtschaftlichen Rahmen eine weitaus bescheidenere Rolle, aber die Auswirkungen auf das einzelne Unternehmen waren nicht minder schwerwiegend. Das zunächst Überraschende dabei ist, daß die Bezugsmengen, also die Importe ausländischer Gießerei-Erzeugnisse

gar nicht mal so übermäßig angestiegen sind. Es genügte vielmehr allein die Drohung eines interessanten, potenten Bedarfsträgers, den Auftrag einer belgischen, österreichischen, französischen oder italienischen Gießerei zu erteilen, um den deutschen Lieferanten in die Knie zu zwingen. In unserem Lande nämlich waren inzwischen beachtenswerte Investitions-Programme aufgebaut oder auch schon vollendet, die zwar vorrangig der Modernisierung dienten, zwangsläufig aber auch eine Vergrößerung der Kapazitäten zur Folge hatten. Damit jedoch wuchs zwangsläufig die Abhängigkeit der Rentabilität der Gießereien von einem möglichst hohen Ausnutzungsgrad ihrer kostspieligen neuen Anlagen. Die BSI hatte und hat in dieser Epoche echten Ringens um Bestand und ausreichenden Anteil am Markt darüberhinaus ein Problem besonderer Art, das ich einmal als „das viel zu große Fell“ bezeichnen möchte.

Die Älteren unter Ihnen kennen noch die Zeit, als der Osterbusch Teil von uns war. Das ist lange her. Als die Deutschen Edelmetallwerke gegründet wurden und die Hallen des Osterbusch' und einiges mehr in diese neue Gruppe eingegangen waren, standen wir zum ersten Mal vor der unendlich schwierigen Aufgabe, das Fell dem schlanker gewordenen „corpus“ anzupassen. Das ist dann so recht und schlecht gegangen. Es verblieben jedoch in unserer Verantwortung und unter unserer leider wohl auch kostentechnisch nicht ganz exakt zu trennenden rechnerischen Betreuung Werksaufsicht, Bahnbetrieb, Feuerwehr, Versorgungsnetz, Unfallstation und dies und das — und wohl auch ein paar Mannen, die von Rechts wegen nun recht überflüssig geworden waren. Ich bitte mich recht zu verstehen: Das ist keine Kritik, die nämlich sehr unerfreulich wäre, weil eben eine solche Teilung in der Praxis unvorstellbar schwierig ist. Die Jahre 1948 und folgende haben dies uns alle gelehrt. Loborn verfiel der Demontage. Da standen noch die Hallen, die vor Verfall zu schützen waren, gab es tüchtige, verdiente Mitarbeiter, die es vor unverschuldeter Not zu bewahren galt. Die Anzahl zu bewachender Tore blieb die gleiche, nicht minder die Kilometerzahl der zu unterhaltenden Gleise, der Unfallschutz — berechtigterweise vermehrt und intensiviert — gebot die gleiche, ja umfassendere Betreuung, die Feuergefahr gestattete wegen der Weitläufigkeit des bebauten Geländes

keine spürbare Verminderung im Personalbestand unserer traditionsreichen, eben 75-jährigen Feuerwehr. Freilich — all das in kostbarer, kostspieliger DM ausgedrückt, bedeutet Tausende, manchmal Zehntausende und gelegentlich gar mehr.

Da fiel eben das Wort „Tradition“! Von einem sehr erfolgreichen Industriellen der Nachkriegszeit, der ein besonders traditionsreiches Weltunternehmen vor dem unmittelbar bevorstehenden Untergang rettete, wird erzählt, er habe bei Übernahme der Leitung jenes bedrohten Unternehmens eine unheimlich harte Bemerkung hinsichtlich seiner Einstellung zur Tradition dieses Werkes getan.

Nun sollte man sich sicherlich niemals, am wenigsten in der Führung eines Unternehmens, an Extremen orientieren. Aber ein allzu starkes Verhaften in traditionellen Werten kann ein Hängenbleiben in überlebten Maßstäben und Begriffen bedeuten. Und davor sollten wir uns hüten. Anders ausgedrückt: Das können wir uns in dieser Welt der harten, nüchternen Wirklichkeiten einfach nicht mehr leisten. Tradition heißt, anknüpfen an gültige Werte der Vergangenheit, aber nicht sentimentales Hängen am Vergangenen mangels eigener konstruktiver Impulse. Wir haben in den zurückliegenden Jahren mehrfach Gelegenheit gehabt zu beweisen, daß wir jenen Unterschied kennen und auch in der Lage sind zu unterscheiden, ob und wo Tradition Mehltau oder schöpferische Grundlage ist.

Wir wissen in der Geschäftsleitung seit langem, was not tut, wir erfahren täglich neu und mehr, wie sehr es nun gilt, rasch zu handeln. Gewiß haben die zurückliegenden Jahre nach jenem furchtbaren Zusammenbruch des Jahres 1945 eine zwar langsame, immer wieder auch einmal unterbrochene Konsolidierung des Werkes gestattet. Auf festen Fundamenten steht eine gute, solide Konstruktion. Es gilt aber nun zu prüfen, was geschehen muß, um sie gegen den mit Sicherheit immer schärferen Wind stellen zu können. Um im Bild zu bleiben: Das Gefüge ist dank vorausschauender technischer Planung und Modernisierung zäh, elastisch und widerstandsfähig. Den Kurs kennen wir aufgrund einer nüchternen Prüfung und Abwägung realistischer Absatzmöglichkeiten. Aber unser Ballast ist einfach zu groß und zu schwer; er drückt die Nase unseres Schiffes

zu tief in die harte See! Das ist es! Hinzu kommen zwei sehr entscheidende Fakten, nämlich:

1. Uns erwartet im kommenden Jahr eine sehr, sehr einschneidende strukturelle Veränderung im Fabrikationsprogramm einer Werksabteilung. Die Tatsache als solche war uns seit langem, der Zeitpunkt ihres Eintritts jedoch trotz aller Bemühungen nicht bekannt. Nun kennen wir auch ihn. Hinsichtlich des Beschäftigungsgrades wird sich wesentlich nichts ändern — wir haben vorgesorgt. Die dann eintretende Entwicklung der Rentabilität jener Abteilung bereitet uns hingegen gewisse Sorge. Schon das zwingt dazu, an den Ballast zu denken!

2. Ständig zunehmender Preisdruck bei stetig wachsenden Inlandskapazitäten und latentem Druck der ausländischen Konkurrenzen machen auf einer vergangenen Marktlage fußende Produktionsprogramme immer anfälliger und zwingen zur Neuorientierung, dies insbesondere in der Richtung auf Spezialerzeugnisse.

Nun, in dieser Beziehung haben wir ganz bestimmt nicht geschlafen, haben wir — im saloppen Umgangston unseres Verkaufs gesprochen — längs nicht nur einen Finger in der Pastete. Aber all das braucht seine Zeit zu wohl überlegter, ausgereifter Fertigung. Insofern kann man gewiß nicht genug traditionell, sprich: im Geiste eines ordentlichen Kaufmanns denken, das heißt, der Entwicklung hinreichende Zeit zur Reife geben. Nur gilt auch für das schönste, beste Produkt die Erkenntnis, daß es sich nicht verkaufen läßt, wenn es zu teuer ist, wenn es zum Beispiel zu sehr mit nicht mehr vertretbaren Hypotheken vorbelastet ist. Hypotheken solcher Art sind nicht nur in ihrer Größenordnung nicht oder nicht mehr entsprechende Anhängsel, z. B. einstmals durchaus gerechtfertigte Hilfs- und zusätzliche Betriebe aller Art; Hypotheken solcher Art sind vielmehr auch viel zu weit gewordene Anzüge der Repräsentation oder der Untermauerung wissenschaftlicher Forschung durch Laboratorien, deren Jahresetat eine Million übersteigt.

Wir meinen, wir sollten uns mit unserem so klein gewordenen Werk einmal wieder in aller Bescheidenheit einordnen auf einen uns gemäßen Platz. Wir sollten uns mit gerafften Segeln knapp und hart vor den Wind legen — mit Energie und Fleiß, Sparsamkeit und

reichem Wissen, erstklassiger Qualität und marktgerechten Spezialitäten — kühl und sachlich, frei von jeglichem Bedürfnis nach Repräsentation und auch frei von unzeitgemäß gewordener Tradition.

Tradition ist Verpflichtung zum Besser-Machen, nicht Rückzug auf erworbene Verdienste. Denn mit dem Besser-Machen verstärken wir die Fundamente unseres Unternehmens — mit dem bloßen Hinweis auf die vergangene Leistung verzehren wir seine Kräfte. Das Besser-Machen läßt uns kommenden Stürmen widerstehen, erlaubt uns auch und gerade von dem tüchtigen Helfer von gestern jede Sorge um das Heute abzuwenden. Versäumen wir heute, Ballast abzuwerfen, der uns seeuntüchtig zu machen droht, werden wir die schwere See von morgen nicht meistern.

Mancher von Ihnen mag insgeheim denken: „Was haben so ernste Betrachtungen mit einer Jubilarfeier zu tun?“ Nun, sie sind — wenn Sie mir diese Anmerkung gestatten wollen — Ausdruck eines ganz besonderen Vertrauens und zugleich ein Appell an die vielen unter Ihnen, die noch als aktive Mitarbeiter täglichen Anteil am Wohl und Wehe unseres Unternehmens haben. Sie alle haben doch Jahrzehnte hindurch das ewige Auf und Ab, Zeiten der Sorgen und Zeiten echter Not — z. B. ausgangs der zwanziger Jahre — miterlebt. In Ihrer Erinnerung steht Ihnen die heute ergraute alte Dame noch in der vollen Schönheit der Jugend vor Augen. Die Ältesten unter Ihnen fühlten sich noch mit Geheimrat Böker persönlich verbunden, und Sie erzählen uns Jüngeren mit einem Anflug von Wehmut davon, welch köstliche, wahrhaft goldene Zeit das doch damals war. Wer anders als Sie vermag besser zu verstehen, was uns in diesen schicksalhaften Jahren eines sich weit öffnenden Marktes bewegt, vor welche tief einschneidenden Entscheidungen und Maßnahmen wir unentrinnbar gestellt sind. Wir sprechen noch eine gemeinsame Sprache — das ist es!

— und nun vergegenwärtigen Sie sich nur einmal, daß wir uns mit jedem Fünften im Betrieb buchstäblich überhaupt nicht mehr verständigen können! Das hätte man mal dem alten Geheimrat prophezeien sollen, der sich noch perfekt auf's Remscheider Platt verstand — nein, dem es noch durchaus seine eigene Sprache war!

Sehen Sie, damit sind wir bei dem anderen, so unglaublich schwierigen Problem unserer

Zeit, dem der ausländischen Arbeitskräfte. „Muß das denn sein?“, war die stete, so oft in den zurückliegenden Jahren an uns gerichtete Frage. Und heute, wie eh und je, lautet unsere Antwort: „Ja, das mußte sein, denn uns blieb kein anderer Weg!“ Seit Jahren zeichnet sich in unserem Land eine ständig wachsende Gruppe von Berufen, vielleicht besser gesagt Arbeiten ab, die niemand mehr gern ergreifen, immer weniger Menschen gern leisten wollen.

Dazu gehört auch unsere Industrie mit ihren vielen Arbeitsplätzen „ohne Gnade“, an denen es staubt und stinkt, an denen einem der Schweiß aus den Poren tritt, ohne daß man auch nur eine Schaufel gehoben hat. „Nicht für Geld und gute Worte!“, wehrt der eine. „Da sucht euch einen anderen“, schlägt der andere unser Anerbieten aus. Die jungen Leute aus Kalabrien, der Familienvater von den Hochebenen Andalusiens, für beide sind jene Anstrengungen gewiß nicht minder groß — aber beider Ausgangspunkt liegt Jahrzehnte, vielleicht gar ein Jahrhundert und mehr zurück — und der Inhalt der ersten Lohntüte bereitet ihnen beglückende Schwindelgefühle, bedeutet für sie beinahe ein kleines Vermögen.

Wir sollten uns hüten, daraus die falschen, nämlich ungute, überhebliche Folgerungen zu ziehen. Diese Menschen waren arm, entsetzlich arm an irdischen Gütern. Nun sind sie gekommen aus ihren bezaubernden Ländern ewiger Sonne in unsere grauen Gefilde trüben Himmels und kühlen Regens, der sie nie richtig warm werden läßt. Sie frösteln und schaffen, und natürlich erscheint jedes Wehwechen unter einem so grauen Himmel viel trostloser als daheim. Aber sie helfen uns allen, indem sie Arbeiten verrichten, die keiner von uns mehr gern übernehmen möchte — „nicht für Geld und gute Worte!“. — Diese Erkenntnis sollte uns nachdenklicher stimmen, zu dankbarer Würdigung jener Mitarbeiter, zu ihrer echten Anerkennung führen. Sie haben es weiß Gott verdient — und ohne sie, ja: was täten wir dann? Es hat den Anschein, als ob wir uns überhaupt einmal wieder ein wenig mehr Gedanken um den Nachbarn am täglichen Arbeitsplatz machen sollten.

Streben nach Wohlergehen, Behaglichkeit in unserer Wohnung, Bequemlichkeit dank des eigenen Wagens, Annehmlichkeit und Freude durch Wochen der Entspannung an weitgesteckten Ferienzeilen — all das ist gut und

schön, sind durchaus legitime, also berechnete Begehren in einem Zeitalter, das dem Menschen Sicherungen vor Not und Sorgen bietet, die noch vor 30 Jahren als schöne Träume erschienen. Aber solches einseitige Wohlstandsdenken zeitigt neben vielen köstlichen auch eine Reihe wenig bekömmlicher Früchte — den Neid auf den scheinbaren oder tatsächlichen Erfolg und Besitzstand des anderen — dieses wie eine Pest um sich greifende Umwerten aller Werte in Mark und Pfennig — und nicht zuletzt die wachsende Ode der Langeweile und die ständig zunehmende Unrast auf der Suche nach neuer Zerstreuung, nervenkitzelndem Erlebnis. Die streunenden, zerstörenden, lärmenden Halbwüchsigen unserer Großstädte sind einzig und allein Produkte ihres Elternhauses, das nicht mehr Mittelpunkt des Familienlebens, nicht mehr Hort der einer festen Hand und Führung bedürftigen Jugendlichen und nicht mehr das Vorbild ist, das es noch weitestgehend vor einer Generation war. Wo nicht einmal mehr immer die Jugend ihr Recht auf Schutz und Lenkung findet, haben wohl meist dann auch die Alten ihren warmen Platz für den Lebensabend eingebüßt. Zu keiner Zeit hat es so viele verlassene Menschen gegeben wie in der unseren.

Diese Welt der Arbeitsteilung fördert zugleich Vermassung und Einsamkeit. Der eine kennt den anderen kaum, die Arbeit wird zum Job, das Werk, in dem man schafft, zur anonymen Zahlstelle, die man wechselt wie das Hemd, wenn man an einer anderen mehr bezahlt bekommt. Dieser unglückselige Zustand ist weder mit klagenden Worten noch mit sozialpolitischen Geschenken und Zugeständnissen zu ändern. Hier erwächst vielmehr allen, die in eine Verantwortung gestellt sind — und sei sie auch noch so klein —, eine echte menschliche Aufgabe. Wir haben erschreckende Beweise, wie sehr hier auch bei uns im Werk geduldet und versagt wird. Feind jeder Gefühlsduselei, meinen wir, daß hier viel geschehen kann, getan werden muß. Die Welt der Arbeit ist kein Töchterpensionat. In ihr muß oder sollte doch hart und gewissenhaft geschafft werden. Umso mehr bedarf es zum Ausgleich der gegenseitigen Achtung, wo erforderlich, der verständnisvollen Rücksicht und, wenn Not am Mann, der echten menschlichen Wärme.

Es lag mir am Herzen, Ihnen all diese Gedanken als ein Bekenntnis unserer aufrichtigen Einstellung vorzutragen. Unser Werk

hat eine lange, vom wechselvollen Geschehen gezeichnete Geschichte. Nie zuvor war es so zerschlagen und geschunden, wie nach dem Zusammenbruch unseres Landes im Frühjahr 1945. Knapp 20 Jahre später steht das Unternehmen, zwar räumlich kleiner geworden, auf festgefügt Fundamenten. Niemand unter uns greift nach unerreichbaren Sternen. Wir wissen sehr wohl, wie bescheiden unser Platz in der wiedererstarkten mächtigen Wirtschaft unseres Landes ist. Jeder von uns kann aber stolz darauf sein, was in jenen fast 20 Jahren geschafft und erreicht wurde. Sie, liebe und verehrte Jubilare, an erster Stelle, denn ohne Ihre Hilfe wäre das alles — wir wissen und würdigen das — nicht möglich gewesen. Von uns allen, den Jüngeren und den Jungen, dazu ein Satz: Wir danken Ihnen!

Betriebliches Vorschlagswesen

In der letzten Sitzung des Kuratoriums für das betriebliche Vorschlagswesen sind folgende Prämien vergeben worden:

Karl Zoll, Techn. Büro Stachelhausen	50 DM
Heinz Mewes, Instandhaltungsbetrieb	80 DM
Walter Müller, Kernmacherei Papenberg	100 DM
Helmut Interthal, Mech. Werkstatt Stachelhausen	200 DM
Heinrich Müller, Formerei Papenberg	25 DM
Walter Höller, Mech. Werkstatt Stachelhausen	300 DM
Heinrich Groh, Mech. Werkstatt Stachelhausen	30 DM
Alfred Raschke, Putzerei Stachelhausen	25 DM
Bruno Reszel, Schmelzerei Papenberg	60 DM
Karl Beuth, Instandhaltungsbetrieb	35 DM
Kurt Fey, Instandhaltungsbetrieb	35 DM
Friedrich Lorie, Instandhaltungsbetrieb	30 DM
Kurt Fey, Instandhaltungsbetrieb	30 DM

Friedlandhilfe

Um Friedland ist es zwar in der letzten Zeit in der Öffentlichkeit stiller geworden, aber noch immer ist die Friedlandhilfe unermüdlich tätig, den Menschen, die als Umsiedler, Flüchtlinge und Rückwanderer durch das Lager kommen, schnell und unbürokratisch über die karitativen Verbände zu helfen, damit dieser Personenkreis baldmöglichst den Anschluß an unsere Lebens- und Arbeitsverhältnisse findet. Seit Beginn dieses Jahres sind im Lager Friedland rund 12000 Menschen betreut worden.

Der Friedlandhilfe sind seit ihrem Bestehen, d. h. seit dem 1. Dezember 1957, rund 8,4 Millionen DM an Geldspenden zugegangen; für Sachspenden kann ein etwa gleich hoher Wert angesetzt werden. Die Friedlandhilfe hat in den zurückliegenden sieben Jahren rund 253000 Personen, die das Grenzdurchgangslager passiert haben, aus den ihr zur Verfügung gestellten Mitteln versorgen können. Darüber hinaus war es ihr möglich, andere Lager im Bundesgebiet einschließlich West-Berlin mit Geld- und Sachspenden von insgesamt 4 - 5 Millionen DM zu unterstützen. Die Spenden, die in den vergangenen Monaten bei der Friedlandhilfe eingegangen sind, reichen zur Fortführung ihrer so notwendigen Arbeit bei weitem nicht aus.

Deshalb die Bitte an alle, die guten Willens und guten Herzens sind: Helfen Sie mit, jenen Menschen, die auch jetzt noch ausgesiedelt werden und bei uns eine neue Heimat finden müssen, diese schwere Zeit der Umstellung zu erleichtern, damit sie wenigstens keine materielle Not leiden.

Geldspenden, die steuerbegünstigt sind, werden auf das Postscheckkonto Köln Nr. 1165 der Friedlandhilfe e. V. Friedland/Leine, erbeten.

Verbilligte Unfallschuhe

In unserem Hauptmagazin sind einige Paar überzählige neue Unfallverhütungshalbschuhe in den Größen 36, 37 und 45 vorhanden, die zu einem sehr verbilligten Preis abgegeben werden sollen. Interessenten mögen bitte im Sozialamt vorsprechen.

Was ist heute aktuell?

Die Amerikareise

Auf dem Redaktionstisch lagen für diese Ausgabe mindestens sieben Themen, die unter die Rubrik „Was ist heute aktuell?“ — für uns als Produktionsbetrieb natürlich — fallen: die Gasterbeiter, die Betriebsjustiz, Informationsfreudigkeit der Geschäftsleitung, wir suchen fortschrittliche Mitarbeiter, 13. Monatsgehalt der Beamten und andere.

Diese Themen jedoch verblissen vor der Wirkung des Berichtes über die Amerikareise, der am 27. November vor einem recht großen interessierten Kreis von Werksangehörigen aus allen Abteilungen gegeben worden ist. Die Wirkung auf einige Teilnehmer war so, wie sie ganz und gar nicht beabsichtigt war, und leider sind die dort getroffenen „Feststellungen“ als bereits schon in nächster Zeit durchzuführende „Konsequenzen“ weitergegeben worden, was wiederum ganz und gar falsch war und ist. Dieses verallgemeinernde Weitergeben der Feststellungen hat dann völlig unbegründete Äußerungen hervorgerufen, wie: haben wir denn nicht bis jetzt unsere Pflicht getan? — oder — sind wir denn jetzt überflüssig? — wobei sich unter „wir“ immer nur einer verbirgt.

Dieser Amerikabesuch galt einer Untersuchung (siehe Anmerkung über den Zweck der Amerikareise auf Seite 26), bei der bestimmte Fragen beantwortet werden sollten. Die Antworten sind in der Mehrzahl positiv ausgefallen, das heißt, es gibt in den amerikanischen Gießereien einiges, was besser ist als bei uns, und das, bei sinnvoller Anwendung in unserem Werk, einen besseren Effekt hervorbringen würde als wir ihn heute haben. Natürlich gibt es auch dort unordentliche Gießereien, natürlich schwitzen auch dort die Ofenarbeiter, natürlich gibt es auch dort ältere Leute in den Betrieben; aber bezogen auf unsere Verhältnisse ist eine amerikanische Gießerei doch eine ganz andere Sache, eine Zweckeinrichtung, in der jeder mit Bewußtsein zweckgebunden tätig ist. Sie ist also nicht ein notwendiges Übel, sondern ein gern benutztes Mittel zum Zweck.

Es gehört nicht viel Grips dazu, beide Einrichtungen — hier und dort — unter den jeweiligen Verhältnissen und Voraussetzungen zu betrachten und ihnen den jeweilig tatsächlich zustehenden Standort zu geben!

Es ist also unverständlich, wie Schlüsse gezogen werden konnten, als würde die BSI von heute auf morgen total umgekrempelt werden. Nach dem, was von den Zuhörern weitergegeben worden ist, ist der Eindruck entstanden, daß sich derjenige den Schuh angezogen hat, der ihm gerade gepaßt hat, und es ist überhaupt verwunderlich, daß darüber so viel geredet worden ist und zwar in einer weit übers Ziel hinausgeschossenen Richtung.

Natürlich werden auch für die BSI aus diesem Besuch Konsequenzen gezogen und Änderungen und Veränderungen vorgenommen werden — aber das geschieht doch schon seit Jahren. Im Februar 1962 stand unter der Überschrift „Sich rechtzeitig darauf vorbereiten“ (auf veränderte industrielle und wirtschaftliche Situationen nämlich) in unserer Werkszeitung:

„Auch wenn Umschichtungen in unserem Fabrikationsprogramm merkliche Auswirkungen bringen, wäre Nervosität völlig verfehlt. Da, wo auch der personelle Bereich betroffen werden sollte, können rechtzeitig Vorkehrungen getroffen werden, die unzumutbare Beeinträchtigungen vermeiden helfen. AV und TB Stachelhausen müssen jedoch mit einschneidenden Veränderungen organisatorischer und zum Teil auch personeller Art rechnen“.

Nichts mehr aber auch nichts weniger wollte der Amerikabericht besagen, unterbaut durch den Anschauungsunterricht in den dortigen Giessereien, wobei manches ganz und gar nicht auf uns übertragen werden kann, weil die Voraussetzungen anders sind. Natürlich wird sich einiges in den nächsten Monaten und Jahren tun, wie es sich auch schon in den vergangenen Jahren getan hat, aber es ist doch ganz und gar töricht, diese organisatorischen Maßnahmen in jedem Falle auf sich selbst zu beziehen, es sei denn: Wem der Schuh paßt . . . Es ist doch kein Geheimnis, daß in Stachelhausen zB die Reorganisation auch weiter durchgeführt wird, und nur ein Blinder kann glauben, daß sie schon abgeschlossen ist. Der Sinn des Berichtes war der: einen Einblick zu geben in die Möglichkeiten, die BSI im gesamten Bereich abzurunden, sich eventuell Beschränkungen aufzuerlegen, um mit einem Mindestmaß an Aufwand ein Höchstmaß an Erfolg zu erzielen.

Alles und jedes im Leben muß unter dem jeweiligen Blickwinkel gesehen und beurteilt werden, und es ist verwunderlich, daß einige Teilnehmer diesen Grundsatz bei der Wiedergabe des Gehörten an ihre Kollegen völlig vergessen haben. Es konnte doch nicht bei jeder Feststellung hinzugefügt werden: dort ist es so, aber machen Sie sich darüber keine Gedanken, bei uns ist es ganz anders. — Oder haben es manche noch garnicht gemerkt, daß sich auch bei uns schon seit langem einiges tut? Feststeht, daß alles mit Bedacht, mit Vorsicht und Umsicht durchgeführt werden wird und wir rechtzeitig von jeder Veränderung Kenntnis erhalten werden.

Lieber Betriebsrat,

wie in so vielen vorangegangenen Jahren haben wir die gern erfüllte Pflicht, Ihnen für die vorbildliche Zusammenarbeit im Jahre 1964 herzlich zu danken!

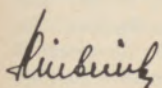
Aus Ihren Reihen erhielten wir zu wiederholten Malen Anregungen, die uns halfen, kleinere oder größere Mängel im täglichen Arbeitsablauf zu erkennen und zu beheben. Gespräche im kleineren Kreise haben ebenso wie Sitzungen mit dem Gesamtbetriebsrat geholfen, Fragen zu klären, Mißverständnisse zu beseitigen und Maßnahmen, die sich als unumgänglich notwendig erwiesen, durch vorherige Unterrichtung einzuleiten und vorzubereiten.

Unvermeidliche Unterschiede der Auffassungen sind ausgeglichen worden in Aussprachen, in die wir beide den Wunsch der Verständigung zum Wohle des Ganzen, d. h. unseres Werkes, mitbrachten.

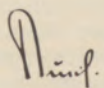
Sage keiner, das seien doch alles Selbstverständlichkeiten! Wir alle, die wir ein wenig hinter die Kulissen schauen, wissen, daß das ganz und gar nicht der Fall ist. Dazu gehört vielmehr eine gehörige Portion Verständnis für die Ansicht des anderen Gesprächspartners, Bereitschaft zur Verständigung, Aufgeschlossenheit gegenüber dem, was dem Werk nutzt und frommt und manchmal auch — ein Schuß Humor, der bekanntlich das ist, wenn man trotzdem lacht.

Auf weitere gute Zusammenarbeit!

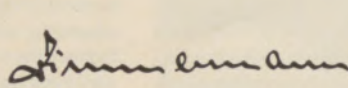
Ihre



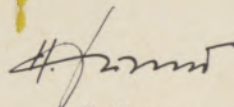
Dr. H. Friedrichs



Dr. W. Busch



K. Zimmermann



H. Küpper



Warum hat die BSI eine so große mechanische Werkstatt?

Ing. Gerd Feth, Stachelhausen

Immer wieder können wir bei Besuchen von Geschäftsfreunden, bei Arbeitstagen mit Betriebsbesichtigung und ähnlichen Anlässen vernehmen, daß man erstaunt ist über unsere verhältnismäßig großen und vor allem so modern eingerichteten mechanischen Werkstätten. Das ist für einen Gießereibetrieb ungewöhnlich. Sicherlich gibt es im Rhein-stahl-Bereich Unternehmen, die uns in dieser Beziehung übertreffen — man denke an die Henrichshütte in Hattingen und an die Hanomag —, doch liegen bei diesen Firmen ganz andere Voraussetzungen vor, einmal hinsichtlich des Fabrikationsprogramms, das sie als reine Maschinenfabrik ausweist, zum anderen von der Werkstückseite her, wo Stückgewichte von 200 t und mehr entsprechend überdimensionale Werkzeugmaschinen erfordern. (Die Henrichshütte in Hattingen hat unter anderen die größte Spitzendrehbank der Welt in Betrieb).

In der Werksabteilung Stachelhausen werden etwa 70% aller Werkstücke vor- oder fertiggearbeitet; in Papenberg liegt diese Zahl durch den hohen Anteil an Automobilguß relativ niedrig, doch ist in der letzten Zeit auch hier durch die verschiedensten Anfragen ein Trend zum bearbeiteten Gußstück zu verspüren.

Welches sind also die Gründe, die uns veranlassen, als Gießerei eine so große mechanische Werkstatt mit einem beachtlichen jährlichen Investitionsaufwand zu unterhalten und nach Möglichkeit noch auszubauen?

Bild 1: Karusselldreherei, Saal 2

Die Antworten auf diese Fragen sind vielschichtig. Ein Teil von ihnen ist gerade in den letzten Monaten durch betriebliche Ergebnisse bereits beantwortet. Doch gehen wir der Reihe nach:

1. Viele unserer Abnehmer haben ein festes Fabrikationsprogramm, man denke nur an die Turbinenfabriken. Die hierfür benötigten Gußteile müssen zum größten Teil auf sehr enge Toleranzen fertiggearbeitet werden, erfordern also einen modernen Maschinenpark. Würden wir unsere Stahlgußstücke in Roh-

gußausführung abliefern, dann müßten diese Firmen entweder die, eine erhebliche Zerspanung voraussetzende Vorbearbeitung auf den für die Fertigbearbeitung vorgesehenen Maschinen durchführen oder aber einen doppelten Maschinenpark besitzen, also beispielsweise eine große Karusselldrehtbank älterer Bauart für die Schruppbearbeitung und die gleiche Maschine moderner Ausführung für die Fertigbearbeitung. Dies würde einen erheblichen Investitionsaufwand bedingen und eine schlechte Maschinenausnutzung zur Folge haben; denn beide Maschinen wären wahrscheinlich nicht voll ausgelastet. Die Vor- und Fertigbearbeitung auf der gleichen Maschine durchzuführen, ist nicht sinnvoll, denn jeder Fachmann weiß, daß eine Maschine, die über einen längeren Zeitraum gießtechnische Verstärkungen, Trichter usw. bei großen Vorschüben und Schnittgeschwindigkeiten abschruppt, keine Genauigkeitsarbeit im Hundertstelbereich mehr leisten kann. In Erkenntnis dieser Tatsache sind die meisten Kunden dazu übergegangen, den Guß bei uns in vorbearbeiteter oder fertiger Ausführung zu beziehen, was noch den zusätzlichen Vorteil hat, daß infolge des geringeren Gewichtes niedrigere Frachtkosten anfallen.

2. Stahlguß ist, zerspanungstechnisch gesehen, ein Werkstoff, der besonders im hochlegierten Zustand einige Schwierigkeiten bereiten kann, es sei hier beispielsweise an säurebeständige Legierungen, Manganhartstahl und verschleißfesten Chromstahlguß erinnert. Durch unsere jahrzehntelangen Erfahrungen mit derartigen Werkstoffen, durch die gerade in den letzten Jahren verstärkt durchgeführten Zerspanungsversuche (zum Teil auf Prüffeldern namhafter Hartmetallhersteller), haben wir diese Schwierigkeiten mehr oder weniger „in den Griff“ bekommen und ein Optimum an Leistung in der Zerspanung erreicht. Hier sei als Beispiel das Schruppen von Stahlguß GS 52 erwähnt, welches bei uns mit etwa 100 m/min Schnittgeschwindigkeit durchgeführt wird, während

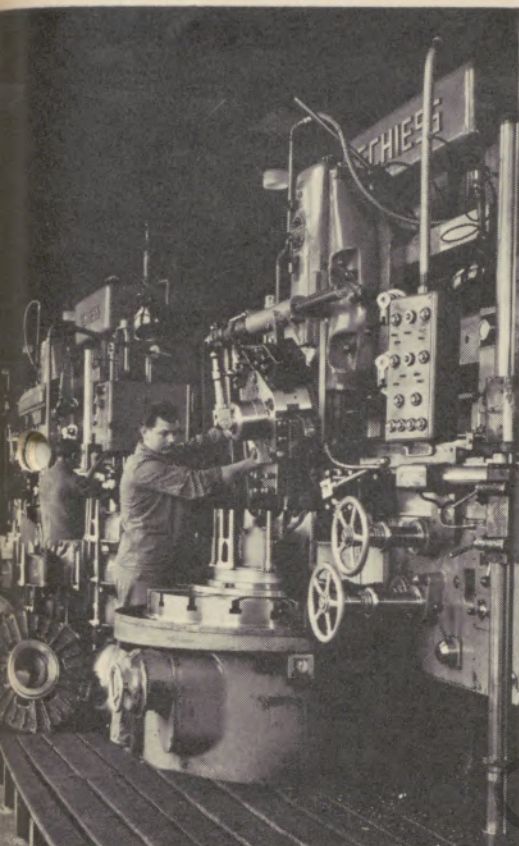


Bild 1

alle bekannten Hartmetallhersteller hier nur ca 60 m/min angeben. Unsere Kunden, die in vielen Fällen gewöhnt sind, leichter bearbeitbare Werkstoffe zu zerspanen, ersparen sich also diese Sorgen, wenn sie bearbeitete Stahlgußstücke bei uns beziehen. Durch wirtschaftliche Zerspanung haben wir manchmal die Möglichkeit, einen schlechten Rohgußpreis durch einen günstigen Bearbeitungspreis etwas aufzubessern.

3. Es hat sich gezeigt, daß es in vielen Fällen wirtschaftlicher ist, eine manuelle Arbeitsoperation auf mechanischem Wege durchzuführen. So untersuchen wir schon seit längerem, ob das Beis Schleifen von Trichtern in den Putzereien nicht billiger durch Abdrehen oder Abfräsen durchgeführt werden kann. Es ist einleuchtend, daß eine Fräsmaschine mit einer Antriebsleistung von 30 PS bei Verwendung von Hartmetall-Messerköpfen eine

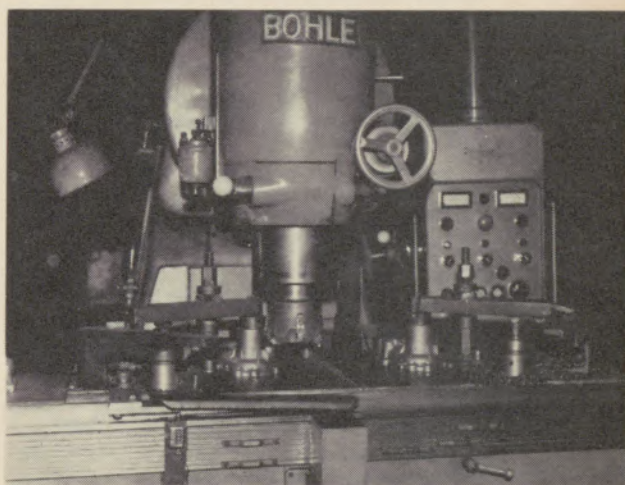
höhere Zerspanungsleistung erbringen muß, als wenn der gleiche Trichter von einem Schleifer am Schleifbock abgeschliffen wird. Moderne Werkzeugmaschinen bieten zudem noch die Möglichkeit, durch Einsatz einer Programmsteuerung die Spannzeit in die Fräszeit zu legen, sodaß dann Nebenzeiten entfallen.

So haben wir denn auch von den hier aufgezeigten Möglichkeiten wirklich reichlich Gebrauch gemacht und festgestellt, daß in allen Fällen, in denen große Trichterreste und Anschnitte auf mechanisch zugänglichen Flächen sitzen, das herkömmliche Schleifen erheblich teurer ist, zum Teil ein Mehrfaches der Fräszeit beträgt.

Bild 2: Abfräsen von Trichterresten an VW-Gehäusen auf einer Vertikal-Fräsmaschine.

4. Unsere vielen Fertigerzeugnisse, zum Beispiel Umkehrkrümmer, Rohrbogen, Bremscheiben und Autoräder, wären ohne unsere moderne mechanische Werkstatt nur als Rohguß lieferbar. Wir müßten uns also Unterlieferanten für die Fertigbearbeitung suchen, was besonders in Zeiten der Hochkonjunktur terminliche Verzögerungen und höhere Preise bedeuten würde. Wenn wir bei besonderen Engpässen hier und da gezwungen waren, Gußteile bei Unterlieferanten bearbeiten zu lassen, dann erhielten wir in den meisten Fällen „gesalzene“ Rechnungen und dazu eine nicht immer zufriedenstellende Qualität. Gerade aber das Qualitätsniveau der oben genannten BSI-Erzeugnisse hat unseren

Bild 2



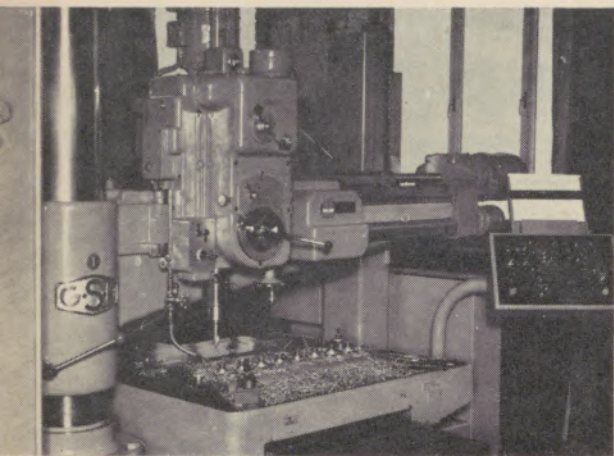


Bild 3

guten Ruf bei der Kundschaft begründet und so manchen Auftrag trotz höherer Preise hereingeholt.

Es gibt noch eine Reihe weiterer Argumente, die man für die Existenz unserer mechanischen Werkstätten anführen könnte, doch dürften die eben genannten Punkte eine hinreichende Legitimation für unsere „MW“ sein. Blicke noch zu erwähnen, daß gerade in den letzten Jahren von der Geschäftsleitung erhebliche Anstrengungen gemacht wurden, den Maschinenpark auf einen modernen Stand zu bringen. So verschwand in den letzten Monaten so mancher alte „Schlitten“, der 20 und mehr Jahre treu seine Pflicht getan hatte, um einer modernen Maschine mit höherer Leistung Platz zu machen. Gerade in diesen Tagen haben wir die erste numerisch gesteuerte Werkzeugmaschine, eine Koordinaten-Bohrmaschine der französischen Firma GSP, im Saal 3 in Betrieb genommen.

Bild 3: Numerisch gesteuerte Koordinaten-Bohrmaschine

Es ist schon imponierend, an dieser Maschine zuzuschauen, wie sich Tisch und Bohrkopf — wie von Geisterhand gesteuert — mit einer Genauigkeit im Hundertstelbereich in die durch Hand- und Lochbandeingabe gewählte Position bewegen und dort arretiert werden. Über diese Maschine, die mithelfen wird, das Qualitätsniveau unserer BSI-Erzeugnisse und die Leistungsfähigkeit unserer mechanischen Werkstatt zu heben, soll im Zusammenhang mit weiteren interessanten, neu investierten Werkzeugmaschinen im nächsten Heft berichtet werden.

Zusatzurlaub der Schwerbeschädigten

Gewährt der Arbeitgeber seinen langjährig beschäftigten Arbeitnehmern zusätzlich zum tariflichen Urlaub einen Sonderurlaub (zB Jubiläumsurlaub), dann darf bei den schwerbeschädigten Arbeitnehmern der Sonderurlaub nicht mit dem gesetzlich vorgeschriebenen Zusatzurlaub verrechnet werden.

Diese Auffassung hat das Bundesarbeitsgericht (BAG) in einem Rechtsstreit vertreten, den ein schwerbeschädigter Arbeitnehmer angestrengt hatte.

In Urlaubsfragen — so führt das BAG in seiner Entscheidung aus — müssen die Schwerbeschädigten grundsätzlich zunächst so behandelt werden, als wenn sie nicht schwerbeschädigt wären. Sie haben somit auch — genau wie alle anderen Arbeitnehmer — Anspruch auf den gesamten Sonderurlaub, wenn ein solcher durch den Arbeitgeber gewährt wird. Eine Verrechnung des Sonderurlaubs mit dem nach § 34 des Schwerbeschädigtengesetzes (SchwBeschG) zu gewährenden zusätzlichen Urlaub von sechs Arbeitstagen im Jahr ist jedoch unzulässig, weil dadurch eine offensichtliche Benachteiligung der Schwerbeschädigten herbeigeführt würde. Durch den gesetzlich vorgeschriebenen Zusatzurlaub soll nämlich die urlaubsrechtliche Position der Schwerbeschädigten gegenüber den übrigen Arbeitnehmern verbessert und die Benachteiligung der Schwerbeschädigten in einem gewissen Rahmen ausgeglichen werden. Von einer Verbesserung der Position der Schwerbeschädigten könnte aber nicht mehr die Rede sein, wenn der Arbeitgeber berechtigt wäre, den von ihm gewährten Sonderurlaub mit dem gesetzlichen Zusatzurlaub zu verrechnen. Auf den Sonderurlaub haben schließlich alle Arbeitnehmer des Betriebes Anspruch, wenn die entsprechenden Voraussetzungen (hier die längere Betriebszugehörigkeit) vorliegen; auch die Schwerbeschädigten können diesen Anspruch aufgrund ihres Arbeitsvertrages geltend machen. Die vom Gesetzgeber gewollte urlaubsrechtliche Besserstellung der Schwerbeschädigten tritt somit erst durch den gesetzlichen Zusatzurlaub ein. Wäre es nun zulässig, daß der gesetzliche Zusatzurlaub mit dem vertraglichen Urlaubsanspruch verrechnet werden dürfte, dann würde die vom Gesetzgeber gewollte Besserstellung wieder entfallen, was aber mit den Vorschriften des SchwBeschG nicht zu vereinbaren wäre.

Die Meister als „Schlüsselkräfte“ der Unfallverhütung

„Unfallverhütung kann nur dann erfolgreich sein, wenn sie als Gemeinschaftsarbeit aller betrachtet und durchgeführt wird.“ Diese Erkenntnis hat sich mittlerweile in allen Fachkreisen durchgesetzt.

Wer aber ist entscheidend für die wirksame Durchführung, also auch für Erfolge in der Unfallverhütung? Daß der Unternehmer und der Betriebsleiter den Wert (auch wirtschaftlich!) und die Bedeutung dieses Bemühens erkannt haben, darf wohl vorausgesetzt werden, zumal unsere Berufsgenossenschaft seit Jahrzehnten durch Beitragsermäßigungen bei niedriger Unfallbelastung oder auch Erhöhungen bei ungewöhnlich hoher Eigenbelastung den Betrieben einen Anreiz hierzu gibt.

Zwischen dem Unternehmer und dem Werk-tätigen, dessen Arbeitskraft es in erster Linie zu schützen gilt, steht aber der Meister, und von seiner Einstellung zur Unfallverhütung, seiner Aufgeschlossenheit und Mitwirkung hängt der Erfolg (oder auch Mißerfolg!) ab. Ist es doch der Meister, der im einzelnen das Geschehen im Betrieb steuert.

Schon bei der Arbeitsplatzbesetzung beginnt es, und als erstes Gebot kann es gelten, die richtigen Leute (Männer oder Frauen) an dem richtigen Platz einzusetzen. Sind die Leute immer nur so tätig, daß sie den jeweiligen Anforderungen körperlicher Art oder auch bezüglich Aufmerksamkeit und richtigen Verhaltens bei irgendwelchen Störungen oder Zwischenfällen gewachsen sind? Auch angeblich einfache Arbeiten erfordern oft ein Maß von Erfahrungen, dessen Fehlen sich dann besonders sinnfällig zeigt, wenn vertretungsweise (bei Krankheit, Urlaub usw.) andere Personen an ihnen bisher neuen Arbeitsplätzen eingesetzt werden müssen. Da heißt es klare Anweisungen nicht nur zur Erzielung genügender Leistung zu geben, sondern ebenso auch für unfallsicheres Arbeiten. Wie oft können sich da falsche Gewohnheiten einstellen, die über kurz oder lang zu einem Unfall führen können, ja müssen.

Doch damit ist bei weitem noch nicht alles Nötige zum Ausdruck gebracht. Vielleicht kann ein Blick auf die Methoden, wie sie in den USA (Lateiner-

Methode) entwickelt sind, uns die Klarheit erleichtern. Man unterscheidet hierbei als Hauptgruppen:

1. sicherheitswidrige Handlungen und
2. sicherheitswidrige Zustände.

Vielleicht wird man einwenden, daß eigentlich kein unbedingter Unterschied zwischen beiden bestehe, da sicherheitswidrige Zustände oft aus den Folgen sicherheitswidrigen Handelns entstehen; trotzdem kann diese Betrachtungsweise als Erleichterung in der Erkennung von Unfallursachen gelten. Was sind nun sicherheitswidrige Handlungen? Als Beispiele, die keineswegs erschöpfend sind, kann man nennen:

1. Nichtbeachtung der Sicherheitsvorschriften (UVVen) und allgemeinen Arbeitsanweisungen.
2. Unwirksammachen oder Umgehen von Schutzvorrichtungen.
3. Eigenmächtiges Arbeiten über den Arbeitsauftrag hinaus.
4. Unbefugtes Benutzen von Maschinen oder Einrichtungen, insbesondere, wenn diese nicht für die betreffende Arbeit geeignet oder bestimmt sind.
5. Benutzung schadhaft gewordener, d. h. ungenügend sicherer Geräte (z.B. Leitern, elektr. Geräte).
6. Arbeiten unmittelbar mit der Hand in gefährlichen Bereichen, anstatt Hilfswerkzeuge zu benutzen (z. B. bei der Holzbearbeitung, an Pressen oder mit scharfkantigen Werkstücken ohne Handschuhe oder -leder).
7. Eigene Ablenkung von der Arbeit oder Ablenken anderer, auch durch Neckereien oder Erschrecken.
8. Sicherheitswidriges Stapeln oder Lagern (von Säcken, Kisten, Fässern, Trommeln, Ballen usw.) oder Abstellen im Bereich von Verkehrswegen, Fluchtwegen oder an Notausgängen, Versperren von Feuerlöschgeräten und dgl.
9. Unterlassen einer sofortigen Meldung von auftretenden Schäden oder Störungen (d. h. Vertuschen), die z. B. von Ablösern am Arbeitsplatz nicht gleich erkannt werden und diese dann gefährden können.
10. Nichtbenutzung persönlicher Schutzmittel

(Schutzbrillen, Atemschutz, Absaugungen, sonstiger Körperschutz).

Für sicherheitswidrige Zustände seien als Beispiele genannt:

1. Fehlende Einrichtungen zum Schutz (an Maschinen, Leitern, zur Absperrung von Gefahrenbereichen).
2. Ungenügende Einrichtungen zum Schutz.
3. Mangelhafter Zustand oder sonstige Schäden an Schutzeinrichtungen (z. B. ungenügende Eignung für den vorgesehenen Zweck).
4. Sicherheitswidrige Ausführung (oder gar Konstruktion) von Anlagen und Einrichtungen, insbesondere bei gefährlichen Stoffen (heiß, ätzend oder dgl.).
5. Sicherheitswidrige Anordnung oder Arbeitsverfahren, z. B. beim Umgang mit Lasten.
6. Mangelhafte Beleuchtung (ungenügend, ungleichmäßig, mit Blendung usw.).
7. Vermeidbarer Lärm (zum mindesten Abschirmung von Lärmquellen).
8. Mangelhafte Be- und Entlüftung, auch Zugluft.
9. Mangelhafte Anpassung von Maschinen oder Arbeitseinrichtungen an den Menschen (unnatürliche Körperhaltung bei der Arbeit, fehlende oder ungeeignete Arbeitssitze).
10. Sicherheitswidrige Arbeitskleidung.

Wie der Meister bei der Feststellung sicherheitswidriger Handlungen oder Zustände einzuschreiten hat, könnte ebenfalls näher gegliedert werden. Hier sei nur bemerkt, daß er entweder unmittelbar Abhilfe schaffen oder, falls er dies nicht selbst durchführen kann, es bei den anderen, vorgesetzten Stellen im Werk baldigst veranlassen soll. Bei den sicherheitswidrigen Handlungen mag ihm eine Entscheidung erleichtert werden, wenn er sich fragt, ob es bei dem Betreffenden liegt an:

- a) nicht wissen,
- b) nicht können oder
- c) nicht wollen.

In kurzen Umrissen konnten nur einige Hinweise gegeben werden, die aber dem, der guten Willens ist, bestimmt Wege zum Erkennen und zur Abhilfe zeigen. Wenn Betriebsleitung, Sicherheitsingenieur oder -beauftragter und die Unfallvertrauensmänner hierbei mit-helfen, wird ein Erfolg nicht ausbleiben.

Die Jahreszeiten

Frühling, Sommer und dahinter
gleich der Herbst und bald der Winter.
So hat Wilhelm Busch geschrieben
und bis heut ist's so geblieben.
Jeder kennt die Jahreszeiten
und man kann darüber streiten,
welche Jahreszeit die schönste
und für uns die angenehmste.
Wer will nicht den Frühling preisen
und die schönen Sommerreisen,
und der Herbst, er hat von beiden
viele gleichgestimmte Freuden.
Herrlich buntgefärbte Wälder,
erntereife Ährenfelder,
und das alles übermalen
herbstlich gold'ne Sonnenstrahlen.
Viel hat die Natur zu geben,
nicht zuletzt den Saft der Reben,
und ein reicher Erntesegen
leuchtet vielfach uns entgegen.
Eines nur, was äußerst wichtig,
fehlte uns — es müßte tüchtig
regnen — käm' doch was herab —
und dann kam es — nicht zu knapp.
Ja, es kam der große Regen
zeitgerecht und sehr gelegen,
und wem es nicht recht behagte,
daß er laut darüber klagte:
„Muß es denn schon wieder regnen?“
dem kann ich hier nur entgegnen:
Wasservorrat ist sehr wichtig,
sei zufrieden, das ist richtig.
Als der Herbstwind kam von Norden,
ist es mächtig kalt geworden,
Sturmwind fegt das fahle Laub
von den Bäumen in den Staub,
raschelnd spielt damit der Wind
wie ein übermütig' Kind,
und es bläst uns um die Ohren —
diese Nacht hat's schon gefroren.
Was dann kommt, wird vielen Leuten
zweifelloos sehr viel bedeuten:
bringt uns doch des Jahres Rest
noch das frohe Weihnachtsfest.
Schnee wird bald die Erde decken,
aber wen wird das schon schrecken?
Doch, was dann kommt, stimmt mich heiter:
Frühling, Sommer und so weiter ...

Heinrich Aab, Stachelhausen



JUBILARFEIER 1964

Wir waren





so fröhlich



beisammen



La visita del Console generale di Colonia agli italiani

Su invito dei dirigenti della Ditta B.S.I. di Remscheid il giorno 23 ottobre il console generale di Colonia dott. Bocchetto, accompagnato dal dirigente dello ufficio Emigrazione sig. A. Passoni, ha visitato i nuovi alloggi messi a disposizione dei nostri connazionali. Ad attendere gli ospiti si trovavano i componenti il Direttorio dell'industria inoltre il direttore del Servizio Sociale di fabbrica sig. Bertram. Dopo un caloroso saluto ci si avviava verso gli alloggi. Malgrado il tempo poco clemente sotto l'imperversare della pioggia il signor Console Generale ha voluto entrare di famiglia in famiglia per portare a tutti il suo cordiale saluto.

Le costruzioni fatte secondo le esigenze più moderne con tutti i conforti comportano all'impresa una spesa che si aggira sui sei milioni di marchi. E' stata un'opera meravigliosa della quale si deve in grandissima parte il merito al signor Bertram, il quale seppe imporsi con le autorità del posto, che spesso si lamentavano, chiedendo perchè si facesse per gli italiani ciò che non si faceva per i tedeschi.

Il signor Console Generale chiedeva ad ognuno come si trovasse e la risposta generale era « Benissimo », meglio non si poteva trovare.

Terminata la visita agli alloggi era programmata una visita alle fonderie nelle quali lavorano moltissimi nostri connazionali, ed anche lì chiedeva ad ognuno notizie di come si trovavano incoraggiando tutti con parole d'affetto.

Queste visite da parte delle nostre autorità Consolari, oltre ad essere utilissime come contatti con le autorità del luogo, per i nostri connazionali rafforzano il loro prestigio e sono una dimostrazione chiara che nessun pregiudizio di casta e di isolazionismo esiste, e sono per tanto auspicabili da parte di nostre rappresentanze.

Dopo vari scambi di idee sulla nostra emigrazione, la visita si è chiusa con un brindisi e con la certezza che questi contatti con dirigenti tedeschi servino a rafforzare la nostra amicizia in un vero clima di europeismo.

Con un'ultima visita al direttore dell'Arbeitsamt di Solingen e poi il centro italiano di Wermelskirchen si chiude il viaggio con il ritorno a Colonia.

G. Zi.

Wohnungen für italienische Mitarbeiter

Der Gebäudekomplex für italienische und deutsche Mitarbeiter an der Rosenhügeler Straße gegenüber dem Friedhof Papenberg ist vollendet und zum größten Teil bewohnt. Es war ein Bauvorhaben, das mit Unterstützung der BSI von der Gemeinnützigen Wohnungs-AG Remscheid durchgeführt worden ist. Das gesamte Projekt umfaßt: 4 Gebäude mit je 16 Wohnungen, 4 Reihenhäuser mit 16 Wohnungen, 4 Reihenhäuser mit 24 Wohnungen, 6 Häuser (Ledigenheim) mit 345 Betten. Es wohnen dort jetzt: 56 italienische Familien, 350 italienische Mitarbeiter ohne Familien und 16 deutsche Familien. Zu beziehen sind noch insgesamt 32 Wohnungen von 16 deutschen und 16 italienischen Familien.

Es ist erstaunlich, daß sich immerhin bereits 56 italienische Familien entschlossen haben, in diese Wohnungen zu ziehen und die nicht geringen wirtschaftlichen Belastungen auf sich zu nehmen, um ein ordentliches Zuhause in Deutschland zu haben.

Vor einigen Wochen, am 23. Oktober 1964, haben der italienische Generalkonsul Dr. Bocchetto und Direktor Passoni vom Auswanderungsbüro (Köln) den Neubauten einen Besuch abgestattet und ihre Freude über das Gelingen dieses außerordentlichen Projektes zum Ausdruck gebracht. Besondere Anerkennung sprachen sie der Tatsache aus, daß auch deutsche Familien in diesen Gebäuden wohnen, sodaß die italienischen Familien, vor allem die Kinder, einen besseren Kontakt gewinnen können.

Der italienische Generalkonsul erkundigte sich auch bei seinen Landsleuten, wie es ihnen geht, und er konnte erfahren, daß sich alle wohlfühlen, daß sie mit den Wohnungen und Unterkünften zufrieden sind und es ihnen an nichts mangelt. Auch in unseren Betrieben sprach der Generalkonsul mit seinen Landsleuten und konnte dort hören, daß sie sich in keiner Weise benachteiligt oder zurückgesetzt fühlen und dieselben Rechte und Pflichten haben wie ihre deutschen Kollegen.

Der Generalkonsul zeigte sich hochbefriedigt über die Fürsorge, die die BSI den italienischen Mitarbeitern angedeihen läßt, und ermunterte sie, auch ihrerseits ihre Pflicht gegenüber dem Werk zu tun.



Allen Jubilaren

— natürlich auch den Damen unter ihnen — schicken wir herzliche Grüße und unsere besten Wünsche zur Weihnacht und für das neue Jahr!

Viele durften wir am 21. November im Stadttheater anlässlich der Jubilarfeier begrüßen, die hoffentlich allen gut gefallen hat. Es hat uns aufrichtig leid getan, so manchen Brief zu erhalten, der von Krankheit und persönlichem Leid oder anderen ernstesten Gründen berichtete, die den Schreiber am Besuch der Veranstaltung hinderten.

Wie immer wünschen wir Ihnen gute Gesundheit und vor allem, daß Sie während der bevorstehenden Festtage nicht allein sein möchten. Einsamkeit tut bitter weh — ob die Jungen wohl rechtzeitig daran denken und Sie frohen Herzens zu sich in den wärmenden Kreis der Familie holen? Wir hoffen es mit Ihnen!

Wenn Sie im kommenden Jahr unseren Rat brauchen oder auch unsere Hilfe, so lassen Sie es uns wissen; wo immer wir dazu in der Lage sind, werden wir Ihnen von Herzen gern behilflich sein!

Ihre

Friedrich

Dr. H. Friederichs

Busch

Dr. W. Busch

Zimmermann

K. Zimmermann

Küpper

H. Küpper



Bild 1



Bild 2

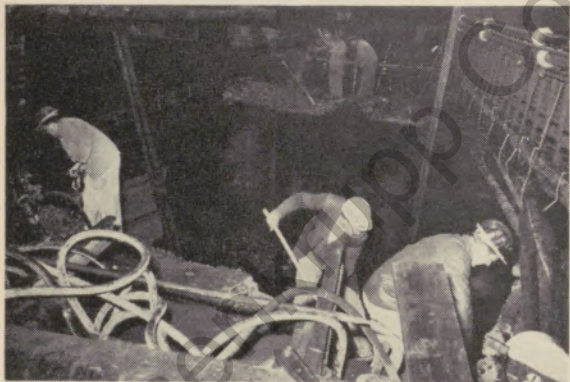


Bild 3

Bild 4



Eine neue Brücke über der Papenberger Straße

Nach einer Kontrolle der alten, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts gebauten Brücke unserer Werksbahn, wurde von der Deutschen Bundesbahn gefordert, die Stahlkonstruktion entsprechend den heute gültigen Vorschriften für Belastungen zu verstärken. Hinzu kam, daß die Hauptträger der Brücke in das Lichttraumprofil hineinragten, sodaß einige schwere Güterwagentypen auf diese Hauptträger rutschten und entgleisten. Da man nun aus einer so alten Brücke trotz großer Reparaturaufwendungen keine „neue“ machen kann, wurde von der Geschäftsleitung die Erstellung einer neuen Brücke beschlossen.

Ende November 1964 war es dann soweit, daß, nachdem die Werkstattarbeiten bei der Rheinstahl-Union-Brückenbau in Dortmund beendet waren, mit den Bauarbeiten an der Papenberger Straße begonnen werden konnte.

Am Freitag, dem 20. November, wurde, nachdem am vorausgegangenen Wochenende die auf beiden Seiten der Brücke liegenden Kabel und Leitungen abgefangen worden waren, die Papenberger Straße durch einen Bauzaun (Bild 1) gesperrt, und am Nachmittag wurde der alte Überbau auseinander-geschnitten und (Bild 2) mit Hilfe unserer Dampfkräne demontiert.

In Tag- und Nachtschichten wurden dann (Bild 3 und 4) von den Maurern die Ausschachtungs-, Einschal- und Armierungsarbeiten für die neuen Betonwiderlager durchgeführt, und am 23. November mit 21 m³ Fertigbeton die neuen Auflager der Brücke gegossen.

Nach drei Tagen Abbindezeit war dieser hochwertige Beton so fest, daß mit Hilfe eines schweren Bundesbahnkrans der über 13 t schwere Hauptteil der neuen Brücke eingefahren werden konnte (Bild 5, 6 und 7). Nach Montage der restlichen Brückenteile sowie Herstellung der Gleisanschlüsse konnte dann der Fahrbahnbelag aus Gußasphalt aufgebracht und die Brücke am Montag darauf von unserer Werksbahn wieder befahren werden. Bild 8 zeigt die fertige, eingebaute neue Brücke.

Zum Schluß ein kurzer Vergleich zwischen der alten und der neuen Brücke:



Bild 5 ▲

▼ Bild 6



Bild 7

1. Die Stützenkonstruktion auf dem Bürgersteig an der Stachelhauser Seite der Papenberger Straße ist weggefallen.

2. Das lichte Maß zwischen Straße und Brückenunterkante konnte um 10 cm auf 3,50 m vergrößert werden.

3. Der früher über dem Brückenlaufsteg hochstehende südliche Hauptträger wurde unter Ausnutzung des starken Gefälles der Papenberger Straße unter die neue Brückenfahrbahn gelegt. Durch die Wahl dieser Konstruktion besteht jetzt die Möglichkeit, auch mit Straßenfahrzeugen bis zu einer Achslast von 12 t die Brücke zu befahren.

Kurt Weyerstall, Baubetrieb

Bild 8



In den verflassenen Jahren sind zahlreiche Reisen von Technikern der BSI in die Vereinigten Staaten unternommen worden. Sie dienen dem Studium der betrieblichen Einrichtungen sowie der Fabrikationsmethoden amerikanischer Stahl- und Tempergießereien. — Die fünfwöchige Reise, über die nachstehend ein erster Bericht erstattet wird, dem weitere, nämlich aus der Sicht des Kaufmanns verfaßte Berichte folgen werden, diene einem ganz anderen Zweck: dem Studium organisatorischer und betriebswirtschaftlicher Fragen. Diese Themenstellung war auch unseren amerikanischen Gesprächspartnern gänzlich neu und vielleicht deshalb auch für sie selbst sehr interessant. Wir diskutierten mit ihnen Probleme der Vorkalkulation, der Betriebsabrechnung, der Lohnerfassung, des Vertriebes und vieles mehr. Aber wie gesagt: darüber später. Geben wir zunächst Herrn Huljus das Wort, der gewissermaßen die Rolle des technischen Beraters für uns zu übernehmen hatte und sich seiner Aufgabe in einer Art und Weise entledigte, die volle Anerkennung und unseren aufrichtigen Dank verdient.

Dr. Wolfgang Busch

Wir haben amerikanische Gießereien besucht

Wie ist dort das Betriebsklima?

H. Huljus, Stachelhausen

„Hallo, Bob!“ — Es ist der Präsident, das heißt, der höchste Chef einer großen Stahlgießerei in Texas persönlich, der diesen Ausruf tut, als er uns deutsche Besucher durch das Werk führt. Und der Angesprochene? Es ist irgendeiner der vielen Arbeiter, die wir auf unserem Rundgang sehen, und der nur kurz von seiner Arbeit aufschaut, seinen Chef anlacht und vergnügt „Hallo!“ zurückruft.

Es ist derselbe Präsident, der uns vor Beginn der Betriebsbesichtigung in seinem Büro auffordert, die Jacketts ausziehen und so lange dort aufzuhängen, denn „im Betrieb ist es schmutzig und ein Oberhemd läßt sich schneller waschen als eine Jacke“. Und nach dem Rundgang, als wir etwas abgespannt um den großen niedrigen Tisch im Besprechungszimmer sitzen — das warme und feuchte Klima von Texas, selbst noch im Oktober, hat uns wohl auch etwas zugesetzt —, werden wir freundlich aufgefordert, unsere Füße auf den Tisch zu legen, wie man es dann selbst ebenfalls tut. (Übrigens: in Augenblicken der Müdigkeit ist das außerordentlich wohltuend! Probieren Sie es mal selbst, aber am besten erst zu Hause).

Solche Dinge sind keine Einzelfälle; wir haben sie überall in den USA angetroffen. Es ist ein Zeichen dafür, daß die ganze Betriebsatmosphäre außerordentlich zwanglos, aufgelockert, ungezwungen und menschlich warm ist.

Diese amerikanische „Hemdsärmelichkeit“ hat jedoch mit Schnoddrigkeit, Nachlässigkeit, mangelnder Disziplin oder Gleichgültigkeit gegenüber der Arbeit nicht das Geringste zu tun. Ganz im Gegenteil. Gerade weil man weiß, daß die tägliche Arbeit schwierig ist, immer neue Probleme stellt, die gesammelte Kraft aller und den ganzen Mann er-

fordert, um wirtschaftlicher, das heißt billiger und besser zu produzieren, schließt man sich eng und fest zu einer einzigen Arbeitsgemeinschaft (siehe dazu das schöne „deutsche“ Wort team-work) zusammen, die sowohl den jüngsten Lehrling als auch den Herrn Präsidenten selbst umfaßt.

Gerade das Wissen um diese Verbundenheit bei der Bewältigung der gemeinsamen Aufgabe läßt die Schranken äußerer sozialer Unterschiede zurücktreten. Für sie ist kein Platz mehr. Man liegt praktisch Schulter an Schulter im Schützengraben eines auch drüben harten Existenzkampfes, und jeder gibt an seiner Stelle sein bestes, um den Erfolg zu sichern. Enger persönlicher Kontakt, gegenseitiges Verstehen, Vertrauen, Hilfsbereitschaft, Aufgeschlossenheit und kameradschaftliches Hand-in-Hand-Arbeiten sind daher eine Selbstverständlichkeit. (Diese Erfahrungen stammen auch von früheren Besuchen her und meiner mehrmonatigen Tätigkeit als Elektroofenschmelzer in Arizona 1954).

Durch die Eigenart der englischen Sprache, die den Unterschied des „Sie“ und „Du“ nicht kennt, und die Tatsache, daß nicht nur der Präsident seinen Wagen fährt und sein Eigenheim besitzt sondern eigentlich jeder Mann (wobei natürlich im einzelnen Unterschiede bestehen), werden die gesellschaftlichen Abstufungen ohnehin viel stärker nivelliert als bei uns.

Bei dem allgemein vorherrschenden kommerziellen Denken, dem Profit- und Dollar-Denken, das jedem Amerikaner im Blut liegt, nimmt es nicht wunder, wenn man sich von Bummelanten und Quertreibern, die nicht mitziehen wollen, rasch trennt. Entweder wird der Mann umerzogen und im Strom des Arbeitstempes mitgerissen oder kurzerhand

hinausgeworfen. Es gibt immer noch Arbeitslose (im Herbst waren es allgemein in den USA 5% mit örtlichen Abweichungen), die man einstellen kann. Einen Arbeitskräftemangel wie bei uns kennt man nicht.

Man findet drüben allgemein eine ganz andere Einstellung zur Arbeit als hier. Jeder weiß, daß er gute, harte Dollars — und ohne diese geht's eben nicht — nur gegen eine ebenso gute Leistung bekommt. Das ist eine ebenso simple wie einleuchtende Erkenntnis. Vielleicht liegt die Pionierzeit, in der man erst den „Urwald roden“ mußte, noch nicht solange zurück, so daß die heutigen Bewohner der USA sich noch irgendwie in ihrer Mentalität mit dieser Zeit verbunden fühlen. Vieles erscheint uns noch sehr jung und voller Schwung und Frische, manchmal sehr im Gegensatz zu unseren alten, eingefahrenen Gleisen, wo man nichts ändern kann, weil es „schon immer so“ gemacht wurde.

Deutsche und auch Besucher anderer Nationalitäten sind in den USA immer wieder erstaunt über das Arbeitstempo, die Arbeitsdisziplin, die hohe Arbeitsleistung. Die Arbeitszeit wird von Anfang bis Ende voll ausgenutzt; man wird ja auch für diese Zeit bezahlt. Bummeln gibt es nicht; es wird nicht herumpalavert, dazu hat man nicht die Zeit, und es würde auch der landläufigen Auffassung von der Arbeit zuwiderlaufen. Die Arbeitsmoral ist wesentlich besser als bei uns.

Mancher könnte sagen, man baut den Besuchern aus dem alten Europa eben einen „Türken“ vor. Nein, das ist mit Sicherheit nicht der Fall. Dafür haben wir zu viele Betriebe, Werkstätten und Büros gesehen; dafür wird es von zu vielen Seiten immer wieder bestätigt. Im übrigen liegt dem amerikanischen Charakter mit seiner Nüchternheit und Offenheit ein falsches Theaterspielen und Mätzchenmachen ganz und garnicht.

Die hohe Arbeitsleistung hat zweierlei im Gefolge: einmal die Anerkennung der Vorgesetzten, die im Vorbeigehen „Hallo“ rufen, zustimmend mit dem Kopf nicken, mit einem flüchtigen Lächeln andeuten: „jawohl, ich habe dich gesehen und bin mit dir zufrieden“, oder mit der typischen drehenden Handbewegung grüßen, als wollten sie sagen: „mach' weiter so, wir schaffen es zusammen schon“. Die Anerkennung und das vielleicht ab und zu ausgesprochene Lob bestätigen den Mann

bei seiner Arbeit und beflügeln ihn zu weiterhin guter oder noch besserer Leistung. So schließt sich der Ring wieder: gute Leistung — Lob — gute Leistung.

Das Zweite, was aus guter Leistung folgt, ist die Möglichkeit, einen hohen Lohn zu bezahlen, und das ist dann auch der Fall. Bei uns heißt es oft: „Ja, in den USA, da werden wenigstens noch hohe Löhne bezahlt“ — und man möchte sie gern für eigene Forderungen zum Vorbild nehmen. Stimmt, aber was für eine Leistung steht auch dahinter! Verschenkt wird drüben bestimmt nichts, noch weniger als bei uns. Es muß alles hart erarbeitet werden, und das wird es auch. Die Löhne in den Gießereien liegen bei etwa 3,50 bis 4,00 Dollar je Stunde im Durchschnitt und bei einzelnen Akkordarbeitern an bestimmten Arbeitsplätzen auch um 6,00 Dollar. Das ist sehr viel Geld, nicht nur bezogen auf die DM (1 Dollar ist heute gleich 4 DM), sondern noch mehr bezogen auf die Kaufkraft bei den meisten Verbrauchsgütern. Und in der Regel arbeitet die Ehefrau noch mit; die Kinder werden von der Oma versorgt oder bleiben in besonderen Kindergärten, Tagesschulen und Internatsschulen. Dafür hat fast jeder Arbeiter sein eigenes Häuschen mit allen „notwendigen“ Einrichtungen und oft genug zwei Wagen (den kleinen benutzt der Mann zur Fahrt zur Arbeit, den großen die Mutti zum Einkaufen, Kinder zur Schule bringen, für ihre Fahrt zur Arbeitsstelle) oder — könnte es jedenfalls haben.

Es wäre noch viel zu sagen über manche anderen Faktoren, die sich auf das Betriebsklima vorteilhaft auswirken. So wird den Vorgesetzten, besonders auch den Meistern, die in viel geringerer Zahl als in unseren Betrieben vorhanden sind, weit mehr persönliche Verantwortung eingeräumt bei scharf abgegrenzten Kompetenzen. Aber man zieht die Verantwortlichen gegebenenfalls auch persönlich zur Rechenschaft.

Ein anderer positiver Faktor ist der urwüchsige amerikanische Humor. Er scheint uns manchmal nahe an der Grenze des Albernens oder Kindischen zu liegen, indessen, er lockert und belebt die allgemeine Atmosphäre, mildert Härten, vertreibt schlechte Stimmung, entspannt verfahrenre Situationen und ist schlechthin ein wertvoller und unentbehrlicher Weggenosse für ein gutes Betriebsklima.

Noch eins erscheint mir wichtig und ist erstaunlich: der allgemeine starke Wille, sich

weiterzubilden. Viele Leute besuchen jahrelang Abendkurse, um sich fortzubilden, und dies neben starker beruflicher Anspannung und Vorhandensein einer kinderreichen Familie. Man hat überall erkannt, daß bessere Kenntnisse zu einer besseren Position und damit zu einem höheren Einkommen führen. So arbeiten Millionen in zäher Ausdauer und unermüdlicher Kleinarbeit an ihrer Ausbildung, um beruflich weiterzukommen. Es ist für uns überraschend, daß es in den USA nur wenige Facharbeiter in unserem Sinne, das heißt, mit abgeschlossener mehrjähriger Lehre, gibt; die meisten Leute sind speziell für ihren Arbeitsplatz angelernt worden, führen ihre Arbeit jedoch gut, gewissenhaft und fachgerecht aus.

Zusammenfassend kann man sagen, daß das Betriebsklima in den amerikanischen Gießereien sehr gut ist. Und dies scheint auch dadurch bewiesen zu sein, daß die allgemeine Fluktuation äußerst gering ist. Bei dem nicht sehr bodenständigen Amerikaner, der eher als wir seinen Wohnort wechselt (und sei es sogar mit dem großen Wohnwagen, den man beim „Umzug“ nur von der Strom- und Wasserleitung abzuklemmen braucht), wäre das noch leichter zu verstehen. Aber es ist nicht der Fall. Der amerikanische Arbeiter wechselt seinen Arbeitsplatz viel seltener als deutsche Arbeitskräfte (bei den ausländischen Gastarbeitern liegen freilich andere Verhältnisse vor). Er scheint also mit den Arbeitsbedingungen — und sie bedingen ja weitgehend das Betriebsklima — zufrieden zu sein.

Wenn man die vielen Zuschriften aus den Reihen unserer Belegschaft zum Thema „Betriebsklima“ aufmerksam gelesen hat, so muß man feststellen, daß die meisten Einsender diejenigen Faktoren für wichtig, entscheidend und wünschenswert halten, die gerade den Kern des amerikanischen Betriebsklimas ausmachen, nämlich: hohe Leistung, gute Entlohnung, menschlicher Kontakt zum Vorgesetzten und zum Nebenmann, Hilfsbereitschaft, Vertrauen, Humor, Verständnis für einander, Lob und Anerkennung bei guter Arbeit, energisches Durchgreifen bei Bummelanten, Information über die Lage und besondere Maßnahmen, Weiterbildung. Hiermit wären also gleichzeitig Fingerzeige zur Verbesserung unseres Betriebsklimas gegeben. Lassen Sie uns sofort damit anfangen, jeder an seiner Stelle.

und das meint Struppi

So schnell wie kein Jahr zuvor scheinen die vergangenen zwölf Monate vergangen zu sein, und mancher fragt sich, wie das möglich sei, ohne darauf eine Antwort zu wissen, da doch kein Jahr zeitlich kürzer oder länger war als eben das Jahr 1964. Eine Erklärung dafür gibt es schon: die Tag für Tag sich ereignenden kleinen und großen Geschehnisse, die in einer solchen Fülle und Wucht auf uns einstürzen, daß wir sie nicht mehr weder mit dem Verstand noch mit dem Gefühl voll und ganz erfassen, geschweige bei dem einen oder anderen längere Zeit verweilen können, machen den Tag für die geistige Verarbeitung aller dieser Eindrücke und Erlebnisse zu kurz. Diese in ihrer Vielfalt allein eines einzigen Tagesgeschehens nicht mehr zu überblickenden Stunden summieren sich in den Wochen und Monaten, ohne daß wir nur einen Bruchteil des Gesehenen, Gehörten, Erlebten und Gelesenen ganz erfaßt hätten, sodaß am Ende des Jahres nicht viel übrig bleibt an großer Erinnerung, was dieser Zeitspanne von zwölf Monaten gerecht werden würde. Deshalb ist die Weihnachtszeit ein ruhender Pol in dem unaufhaltsamen, übermächtigen, unverdauten Getriebe des hinter uns liegenden Jahres, und wir sollten sie nutzen, nutzen in diesen wenigen Stunden auch für unseren Geist.

Zwar wird jedes Jahr und überall dieselbe Platte abgespielt: Besinnung, Rückschau, Vorschau, Vorsätze zu geistiger und körperlicher Gesundung und Erneuerung. Gewiß, es wäre schöner, könnte man mal etwas anderes in dieser Zeit sagen — aber was hätten wir wohl nötiger als Besinnung auf uns selbst, unser Leben, seinen Sinn und seine Erfüllung? Sofern wir gesund sind und Arbeit haben, haben wir auch Geld, um uns des äußeren Lebens Genüße gönnen zu können — und wir tun es auch mit der Unbekümmtheit der Kinder, für die Weihnachten eben nichts anderes bedeutet als Geschenke und dazu noch in besonderem Glanz. Wer wollte es ihnen verübeln?

Wir aber, die wir des Lebens Bürde in allen ihren Schattierungen tragen, wir müßten uns eigentlich doch auch dessen erinnern, daß es noch etwas anderes gibt als gutes Essen und Trinken und teure Geschenke. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und auch nicht von der Arbeit allein, um das Brot zu erlangen. Es gibt so viele Möglichkeiten, Weihnachten

auch zu Tagen des Geistes zu machen und sich seines Verstandes wieder ganz bewußt zu werden. Jedes Buch, das einer liest, läßt ihn höhersteigen auf der Stufenleiter zum geistig-vollwertigen Menschen.

Wir wollen es nicht zu ernst machen: aber sollten wir uns nicht gerade in diesen Tagen, die ja allgemein als Tage der Besinnung, der auch geistigen Ent- und Anspannung deklariert werden, dessen bewußt werden? So entsetzlich wenig Menschen holen ihre geistige Nahrung aus dem Buch, zumal alles andere keine echte geistige Nahrung ist. Nur in 40% der Haushalte im Bundesgebiet stehen ein oder mehrere Bücher, und in wie wenigen mag außerdem gelesen werden. Das Buch, so kann man doch wohl sagen, ist ein echtes Anliegen der Weihnachtszeit. Sicher kann man jeden Tag und jede Woche über das Buch schreiben, und es wird ja auch getan; wie aber die Kirchen ihre Gläubigen in dieser Zeit, schon durch den Advent, zum größeren christlichen Sicherkennengeben anhalten, so mögen diesmal unsere Leser auf die geradezu ungeheure Bedeutung des Buches aufmerksam gemacht werden.

Wissen und Bildung erlangt man nur durch das Buch, in dem die größten Geister der Menschheitsgeschichte ihre Einsichten und Erkenntnisse den anderen Menschen zum Durchdenken und Nacherkennen hinterlassen. Himmlische und höllische Bücher gebiert die Menschheit seit ihrem Bestehen. Aus dem, was in ihnen steht, haben sich die Menschen bis zum heutigen Tage entwickelt. Aus ihnen ebenfalls des Lebens Sinn zu ergründen, haben wir den Verstand (wozu sonst?), und nur ein Dummkopf wird davon keinen Gebrauch machen. Nur Bücher können uns immer wieder zu neuer geistiger Anstrengung anregen, nur aus ihnen lernen wir, jene Stufe geistiger Existenz zu erreichen, die uns in unserem Dasein bestätigt und des Menschen Würde ausmacht.

Darum die Bitte für diese Weihnacht, bei der es uns sonst an nichts mangelt: denken Sie bitte auch an die geistige Kost in diesen Tagen des gewiß verdienten Wohllebens. Der Geist darf umso weniger verkümmern, je weniger materielle Sorgen wir haben; denn je mehr die Menschheit fortschreitet, je weiter und höher sie sich entwickelt, umso mehr wird der Geist in Anspruch genommen und umso mehr müssen wir ihn trainieren.

In diesem Sinne: Ihnen allen und Ihren Familienangehörigen, von denen der größte Teil

ebenfalls Anteil nimmt an unserem Werksgeschehen: erleben Sie recht frohe, glückliche Weihnachtstage und bleiben Sie auch im kommenden Jahr gesund und guten Mutes, damit 1965 ebenfalls ein gutes Jahr werde. Aber auch unseren kranken oder verletzten Werksangehörigen wünsche ich von ganzem Herzen Wiedererlangung ihrer Gesundheit und ein baldiges frohes Wiedersehen an ihrem Arbeitsplatz —

und ebenso seien unsere treuesten Leser, die lieben, stets mit uns verbundenen Pensionäre, mit den besten Wünschen herzlichst begrüßt zum Weihnachtsfest und zum Neujahr von ihrem

Struppi

Durchlaufglühofen in Stachelhausen

In modernen Stahlgießereien hat sich für die Warmbehandlung von Stahlguß der Durchlaufglühofen mehr und mehr durchgesetzt. Im Zuge dieser Entwicklung baut die Firma Didier für uns einen nach modernsten Gesichtspunkten konstruierten Ofen, der unseren gesamten unlegierten Stahlguß bis zu Stückgewichten von 250 kg glühen soll. Die Leistung des Ofens wird bei ungefähr 450 t pro Monat liegen. Er ist gasbeheizt und arbeitet nach dem Taktverfahren. Die Betreuung ist soweit automatisch, daß er voraussichtlich nur einen einzigen Mann zur Überwachung benötigt. Er soll neben der Monroeanlage stehen. Die Fundamente sind bereits gegossen, die Konstruktion wird im Laufe der Monate Dezember/Januar aufgebaut. Der Ofen soll Anfang Februar betriebsfertig sein.

Aus Versehen

In Nummer 119 unserer Werkszeitung sind im Artikel „Unsere Werksfeuerwehr“ beim oberen Bild auf Seite 14 aus Versehen zwei Namen ausgelassen worden, und zwar die damaligen Feuerwehrmänner und jetzigen Brandmeister Schulz und Scherder. Die Redaktion bittet um Entschuldigung.

Eindrücke von einer Amerika-Reise

I. Ein Land? — ein Kontinent!

Die Taxe schnurrt das geschwungene Betonband des Flughafengeländes hinunter, erreicht den „highway“, der mit sechs Bahnen in beiden Richtungen einem Fließband von Automobilen gleicht, beschleunigt munter seine Geschwindigkeit auf 70 Meilen = 112 Stundenkilometer und —

tja, man streckt die Beine lang und wundert sich: mächtige, hypermoderne Gebäude nämlich zur rechten, an denen mannshohe Leuchtschriften aussagen: Hier wohnt die „Air France“, hier die „SAS“, hier die „Western Air Lines“, hier die „PAA“, hier die „BOA“, hier . . .

„Wohnen“ ist natürlich ein abwegiger Ausdruck; handelt es sich doch vielmehr um die entlang und nebeneinander um das Halbrund des Flughafens gelegenen Abfertigungsgebäude, die jede einzelne Fluggesellschaft auf dem Kennedy-Airport unterhält, für die mit ihren Maschinen abfliegenden oder ankommenden Passagiere. Anders ausgedrückt: Man stelle sich das Frankfurter Flughafen-Gebäude vor, an die zwanzig-, dreißigmal nebeneinander aufgereiht. Die Lufthansa, mit der wir kamen, benutzt auch ein solches Gebäude; das der Egyptian Air Lines aber z. B. ist größer; was tut's — wir, als die Spätgekommenen im Weltluftverkehr sind eben noch unterentwickelt, die Ägypter waren viel früher da!

Der Taxifahrer spürt unsere innere Erregung und nimmt freundlich bewegten Anteil an der Tatsache, daß wir echte „greenhorns“ sind, sozusagen Säuglinge auf amerikanischem Boden. Er bietet seine fernere Hilfe an, „falls wir in den nächsten Tagen und so —“; wir lehnen, etwas geistig abwesend, ab.

Wie war das doch gleich? Heute früh um 11.30 Uhr „Auf Wiedersehn, Herr Jäger!“, Flug nach Frankfurt, eine Stunde warten, dann der Aufruf für die Passagiere nach New York; wie oft hat man ihn — auf irgendeine Flugverbindung wartend — gehört, aber diesmal gilt er einem selbst! Verflixt nochmal, das geht in die Glieder! Bus zur Boeing 707, die breite Treppe hoch, dort die reservierten Plätze, Aktentaschen griffbereit vor dem Sitz, Rock aus, angeschnallt! Die Triebwerke heulen, der Vogel wandert gemächlich zur

Startbahn, dreht sich um 90°, rast los — na ja, also: „auf nach New York“!

Rindvieher lesen just in diesem Augenblick blasiert eine Zeitung. Mögen sie mit ihrer snobistischen „Tour“ glücklich werden. Wir erleben — jeder für sich — das ganz, ganz große Glücksgefühl, eine Reise von fünf Wochen in jenes, uns fremde, noch fremde Land nun und nun erst ganz richtig zu beginnen. Schafsköpfe, die sich um dieses Erlebnis bringen!

Wolkendecke, gleißende Sonne! Unten — so sagt der Kapitän durch's Mikrophon — liegt Amsterdam. Erst über Schottland klart es auf, und wenig später liegen tief unten die sattgrünen Matten von Island. Ein letzter Zipfel Land vor Labrador? Die Vermutung erweist sich als falsch; denn kaum eine Stunde später ziehen drunten gewaltige Gletschermassen dem tiefblauen Ozean entgegen, begleitet von grau-schwarzen Randfeldern felsiger Moränen — Grönland! Nicht nur die Neulinge fotografieren nachgerade fieberhaft! Das eigene „Logbuch“ enthält die Vermerke:

11.30 ab Düsseldorf
13.30 ab Frankfurt
14.30 Amsterdam
15.50 Westküste Nordschottland
18.15 Grönland
19.45 Labrador
20.30 St. Lorenz-Strom
22.00 New York

Fünf Stunden zurückgedreht, weist die Armbanduhr nunmehr die exakte Ortszeit aus: 17.00 = 5 Uhr nachmittags am 18. September, einem Freitag — warum auch nicht? Aufregend ist er ja nur für uns, die „greenhorns“ in Amerika, die stumm in einer Taxe im unvorstellbaren, unbeschreiblichen Verkehrsstrom gen New York fahrenden Entdeckungsreisenden — Dr. Zetzmann, Dipl.-Ing. Hulfus, den auf eigene Kosten mitreisenden jungen Mitarbeiter Volker Meißner, na ja — und den „boss“.

Rechts einige grell gestrichene Gebäude von bizarrer Formgebung, Hallen der Weltausstellung, wie der Taxifahrer erläutert. Dann ein riesiges Brückenwerk, und nun leuchten zur linken, in viel tausend Fenstern von der

Auf der
Hauptstraße
der Welt-
ausstellung
in New York



herbstlichen Nachmittagssonne angestrahlt, die Wolkenkratzer von Manhattan — was für ein fantastisches Bild! Aber schon sind wir über die jenseitige Brückenrampe gerollt, der „highway“ teilt sich, wir fahren die rechte Abzweigung hinan, die sich über die wie fließend wirkende Schnellstraße hinüberschwingt, und werden aufgesogen von dem unvorstellbar großen Straßenverkehr New Yorks in der Stunde des Büroschlusses, in der selbst die vielbahnigen Betonbänder überzuquellen drohen von dem gigantischen Strom der Fahrzeuge.

In den tiefen Häuserschluchten bricht rasch die Dunkelheit herein, Lichtreklamen beginnen zu tanzen, zu wirbeln, zu gleiten, und der Hals versagt seinen Dienst, mit den Augen die himmelhoch ansteigenden Lichtertürme der Wolkenkratzer bis zur Spitze verfolgen zu können.

Etwas benommen sammeln wir die zahlreichen Gepäckstücke vor dem Hoteleingang inmitten eines nicht abreißenden Wogens geruhsam oder eilig ihrem Ziel zustrebender Passanten. Die Größe der Empfangshalle des Hotels entspricht der des Kölner Hauptbahnhofes. Hunderte von Menschen, stehend, sitzend, auf und ab gehend, dösend, wild gestikulierend, groß und klein, alt und jung. Hier üppige Arrangements aus künstlichen Blumen, dort ein Juwelierladen, Zeitungsstände, hell beleuchtete Auskunftsschalter mehrerer Fluggesellschaften, eine Bar, Andenkenläden, zweimal sechs Aufzüge sich gegenüberliegend, die linken nur ab 12. Stock

haltend, ein Bankschalter, die Post, sechs, acht Telefone, von denen aus man jedes Zimmer erreicht, der Eingang zu einem Restaurant — und dort nun endlich auch die Schalter des Empfangs. Mag eine gute Stunde gedauert haben, bis wir erleichtert auf unseren Zimmern angekommen waren. Vor dem Fenster — ein glücklicher Zufall — das Empire-State-Building mit seinen 102 Stockwerken.

New York ist mit keiner anderen Stadt der Welt vergleichbar, auch mit keiner anderen amerikanischen. Chicago z. B., die zweitgrößte Stadt des Kontinents, ist hell, übersichtlich, freundlich-aufgeschlossen, mit einer bezaubernd schönen Seefront, an der breite Grünflächen und Baumgruppen mit bezwingender Eleganz die Kette zumeist neuer Wolkenkratzer einige hundert Meter vom Ufer zurückdrängen. So wirken diese sich türmenden, vielfach grazil erscheinenden Zeugnisse kühnster, moderner Baukunst wie leicht aneinandergereiht — ein ästhetischer Genuß!

New York ist ein Monstrum — in allem, in der fast schmerzenden Schönheit seiner Silhouette vom Wasser aus, in der gigantischen Häßlichkeit von Haarlem, in dem tosenden Lärm seiner großen Avenuen wie in der schrecklichen Kümmerlichkeit seiner Grünanlagen. Wallstreet am Sonnabendmorgen gleicht einer einzigen grauen Steinwüste, die von Riesenhand aufeinander getürmt ist. Wallstreet am Montagmorgen ist ein brodeln-

der Hexenkessel inmitten von Marmorfassaden, protzenden Säulenportalen, flatternden „Union-Jacks“ über den goldenen Lettern weltumspannender Unternehmen.

New York ist ein wilder Aufschrei von allem zugleich: von Macht und Verlorenheit, Stolz und Verzweiflung, grenzenloser Armut, unermeßlichem Reichtum. Es gibt Plätze, wo das Gehör versagt, die lärmende, schrille Paarung unzähliger Geräusche aufzunehmen, und es gibt andere, wo die Stille weh tut, weil sie dicht neben schrecklicher Verlassenheit des einzelnen wohnt.

Nie zuvor in meinem ganzen Leben sah ich so viele von Laster und Leid, Trunksucht und Verlorenheit gezeichnete Gesichter, vom Rausch besinnungslose Menschen wie in der Gegend von Chinatown — am helllichten Nachmittage um vier Uhr, selbst inmitten unvorstellbaren Treibens an einer Straßenecke stehend, schauend, arg in Gedanken versunken — na ja — und ziemlich verloren. Nie zuvor ein so unvermitteltes Nebeneinander von unerträglicher Geräuschkulisse als Ausdruck der Masse und von schall schluckenden Gängen und Wänden, unabwägbare Kosten, peinlich differenzierend, trennend, jedoch falsche Akzente setzend durch den Aufwand, die Üppigkeit, die Kostbarkeit des Aufwandes — für wenige Auserwählte.

Das also ist Amerika, das Land der Freiheit und der Gleichheit, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten für jeden, dessen Fuß dieses Land betritt! Was für eine grenzenlose Enttäuschung, welch depressiver Eindruck nach allem, was man erwartet hatte!

Die anschließenden Tage, die folgenden Wochen machen es ganz deutlich: dieser Moloch New York ist nicht Amerika, ist vielleicht die letzte Fackel der Einwandererzeit, ist also Schmelzofen, der zunächst alles verbrennt, was der Neuling mitbringt an vorgefaßter Meinung, falsch verstandener Tradition.

Es ist schon so: Man muß ihn durchschreiten, diesen Feuerofen New York, um dann begreifen zu können, was dieses Land in Wahrheit ist. Der Leser möge es wörtlich nehmen: ein unendlich großer, anscheinend ewig junger, sich stets regenerierender Kontinent, voller Glauben an sich selbst, getragen von einem bezwingenden Optimismus, geschüttelt von dem allenthalben existenten Problem der Farbigen und geleitet von eindrucksvoll und

ermutigend offen zur Schau getragendem Realismus!

Die Städte sind riesig, aber nur in ihrem eigentlichen, räumlich nicht einmal sehr ausgedehnten Kern, wie von Eruptionen gen Himmel geschleudert; gigantisch um diesen Kern ein schmaler Ring unbeschreiblich häßlicher Vorstädte, durchbrochen von breiten Ausfallstraßen, an denen dutzendweise, reihenweise, barackenartige Gebäude liegen, überhäuft mit schreiender Reklame und dann — ja, dann beginnen die schier endlosen Bereiche der Millionen und aber Millionen von Einfamilienhäusern: weit zurückgelegen, von der Straße getrennt durch ein breites Rasenband, einen plattenbelegten Fußgängerweg, ein weiteres Rasenband, Reihen oder Gruppen von Bäumen und Sträuchern, bergen sie hinter freundlich getönten Fassaden, umgeben von sorgsam gepflegten Blumenbeeten, die private Atmosphäre der amerikanischen Familie. Wer wohnt in diesen ebenso schier grenzenlos weit auseinandergezogenen wie stillen Villenvierteln? Man ist mit Fug und Recht geneigt zu antworten: „Ganz Amerika!“ Aber das stimmt natürlich nicht; denn da sind die Slums der Farbigen, der Portorikaner, der Chinesen, der Italiener in den Großstädten, und da ist die Unzahl der Farmhäuser draußen, weit, weit draußen, inmitten der riesigen Weiten des Landes, die alles andere sind als Bauernhäuser, die vielmehr eleganten Bungalows ähneln oder Herrenhäusern, umgeben von Blumenrabatten oder von prachtvollen Baumgruppen, unter denen Rinder grasen.

Sie sind nicht groß, diese Häuser der Vorstädte und meist nicht unterkellert, aber in das Schleppdach einbezogen gibt eine Garage in jedem Falle einem, oft zwei Wagen Platz. Wohlhabenheit in des Wortes bester Bedeutung! Ob man das kennt, dies typisch deutsche „Na ja, der kann sich's leisten!“?

Das Thema „Zweitwagen“ mag die Antwort geben. Hier die Anmerkung des Präsidenten einer Gesellschaft zu der Tatsache, daß er uns mit einem „dicken Amerikaner“ vom Hotel abholte: „Meine Frau lieb mir heute früh den Großen“. Unser Gesicht strotzt von Unverstand. „Nun, für meine Fahrten zum Büro und heimwärts benutze ich natürlich den Kleinen — das ist ja doch viel sparsamer.“ So ist das also! Darin liegt übrigens der unerhörte Verkaufserfolg des VW in den USA.



Neue
Wolkenkratzer
im Stadtzentrum
von Detroit

Es ist ganz anders, als wir das bisher annahmen: der 1200er ist nicht der Einkaufswagen sondern der des Ehemannes für seine Fahrten zum und vom Büro. Der „Große“ dient der Hausfrau für eine, höchstens zwei Fahrten in der Woche zum „shopping-centre“ und dient im übrigen der Familie zur Wochenendausfahrt.

Man ist sparsam, ist es gewohnt, in Geld und Geldwert zu denken. Das Auto ist Beförderungsmittel, nicht Aushängeschild für Stellung oder Einkommenshöhe. Der Präsident, passionierter Angler oder Jägersmann, fährt einen riesigen Caravan, weil dieser am Wochenende so praktisch ist, sein Abteilungsleiter — ein Autonarr — einen 320-pferdigen Sunderbird. Warum auch nicht.

Das Ende einer Stadt kündigt sich durch Tankstellen und langgestreckte Motels an, vor denen riesige Reklamegebilde in mehr oder minder schreienden Farben zum Verweilen auffordern. Diese Motels verdienen ein ganzes Kapitel für sich. Sie liegen entlang der großen highways, meilenweit vorher durch sich ständig wiederholende Hinweisschilder angekündigt, und sie liegen zu ganzen Gruppen gebündelt an großen Kreuzungen, vom frühen Abend an übergossen von riesigen Scheinwerferbändern, verbunden mit Werkstätten und Supermärkten, die keinen, wie auch immer gearteten Wunsch unerfüllbar lassen. Keine dieser modernen Karawansereien scheint älter als 10 oder gar 5 Jahre. Hinter dem der Straße zugekehrten

Trakt mit Empfang, Halle, Restaurant und — selbstverständlich! — Bar verbirgt sich die im Geviert angeordnete Flucht der unter sich völlig gleichen Zimmer parterre und im ersten Stock, letztere über schallschluckende Treppen und umlaufende offene Gänge erreichbar. Inmitten des also nicht überbauten Innenhofes fehlt selten ein überdimensionales Schwimmbecken, wahre Labsal nach vielen hundert Kilometern Autoreise.

Amerika leistet sich in puncto Hotelzimmer für unsere Begriffe einen hanebüchenen Luxus: sämtlich mit Bad und Brause, WC und Waschtischen, deren Größe, blinkende Hähne und verschwenderische Fülle täglich gewechselter Handtücher selbst den größten Schmierfink und müdesten Reisenden zur wohligen Benutzung verleiten müssen.

Es hat einen ganz besonderen Reiz, in einem solchen Motel zu übernachten. Leicht durchgedreht von der Fahrt oder vom anstrengenden Tagesablauf mag man nach dem Löschen des Lichts wohl noch wach liegen, die letzten Tropfen der erfrischenden Dusche im Haar, da beginnt es zu summen, stärker und stärker, das meilenfressende Geräusch mächtiger Reifen unter riesigen Lastzügen. Nun schluckt die Wand des Wirtschaftstraktes das Crescendo, dann kehrt es wieder, dieses Summen, und rasch verwehend in der Ferne macht es beinahe körperlich spürbar, wie unendlich weit es ist, dieses Land, wie riesig groß. Ach nein, das ist kein Land, das ist, weiß Gott, ein ganzer Kontinent!

FAMILIENNACHRICHTEN

Unsere Jubilare

40 Jahre Mitarbeit

Erich Schumacher, Büro Papenberg, am 7. Januar 1965
Rudolf Weitz, Meister in der Schleiferei Papenberg, am
16. Februar 1965

Willi Schwarz, Meister in der Schmelzerei Stachelhausen,
am 18. Februar 1965

25 Jahre Mitarbeit

Johanna Krämer, Direktionssekretariat, am 1. Februar
1965

Albert Stüttgen, Technisches Büro Stachelhausen, am
1. Februar 1965

Heinz Röttger, Büro Papenberg, am 17. Februar 1965

Es haben geheiratet

Inge Schäfer, Kernmacherei Papenberg und Hans-Jürgen
Serfling, am 23. Oktober 1964

Ins Leben traten ein

Frank, Sohn von Günther Freudenreich, Karussell-
Dreherei Stachelhausen, am 24. Oktober 1964

Gerardo, Sohn von Taddeo Mattia, E-Karrenfahrerei
Stachelhausen, am 12. November 1964

Birgit, Tochter von Helmut Blaurock, Werk Julius Linden-
berg, am 20. November 1964

In den Ruhestand traten

Otto Nadolny, Büro Stachelhausen, nach 12jähriger BSI-
Zugehörigkeit, am 16. Oktober 1964

Adolf Flach, Versand Papenberg, nach 42jähriger BSI-
Zugehörigkeit, am 6. November 1964

Paul Schwandrau, Gießerei Stachelhausen, nach 25jäh-
riger BSI-Zugehörigkeit, am 5. Dezember 1964



WIR NAHMEN ABSCHIED VON

Wilhelm Meister	Werksaufsicht, 60 Jahre alt, am 22. Oktober 1964
Hugo Röntgen	Rentner, 63 Jahre alt, am 4. November 1964
Heinrich Herbrand	Rentner, 76 Jahre alt, am 5. November 1964
Fritz Döhne	Rentner, 83 Jahre alt, am 7. November 1964
Anna Walther	Rentnerin, 72 Jahre alt, am 12. November 1964
Wilhelm Leithäuser	Rentner, 77 Jahre alt, am 16. November 1964
Christine Löb	Ehefrau von Jacob Löb, Rentner, 70 Jahre alt, am 20. November 1964
August Jungk	Rentner, 70 Jahre alt, am 20. November 1964

Einst, beim milden Schein der Kerzen des Advent, fingen jene frohen Wochen an,
die dem Fest der Feste, unsrer Weihnacht, Glanz und Schimmer gaben.
Frommes Beten, fröhlich-ernstes Singen, ließen die alten schönen Weihnachtslieder
in allen Herzen widerklingen. Heimlich-stilles Werken, Raunen, Wispern,
ging durch alle Stuben, und die Mädchen und die Buben
mußten manch Geheimnis treu bewahren,
bis am Abend, den den Heiligen wir nannten,
strahlend-helle Kinderaugen
ob der kleinsten Gabe leuchtend wurden,
bis die Großen unterm Christbaum
sich zusammenfanden,
froh und glücklich in der Liebe,
im Verstehen und Verzeihn.
Über allem stand der Stern der Nacht
von Bethlehem,
und der Engel sprach von Frieden
und des Höchsten Ehre,
sprach von Liebe unter allen Menschen,
sprach davon,
daß Geben seliger denn Nehmen,
und von Mitleid und Erbarmen.
O, wie reich waren einst
doch selbst die Armen!

Heute – kaum daß man den Toten
ein Gedenken weihte –
ist ein Hasten, eine Unrast
und ein Hetzen in den Menschen.

Einst dem Hause vorbehalten für die eine Heilige Nacht,
stehen wochenlang die Tannen auf den Straßen – kaum beachtet.
Als Attrappen halten Weihnachtsmänner, Weihnachtsengel
ihre Hände über Lachs und Sekt und Kaviar,
über Edelsteine, Perlen, Gold, über Zobel,
Hermelin und Nerz und den Straßenkreuzer,
der den Nachbarn soll vor Neid
erbleichen lassen.

Nur all dies
begehrt der Mensch
von heute noch,
nur all dies
scheint wert noch,
geschenkt zu werden.

Kinderaugen,
müd' vom Fernsehn,
wissen nichts mehr
von dem Glück,
das sie früher strahlen ließ
bei kleinster Gabe.

Vertwistet und verzazt,
kaum noch erkennbar,
was da erklingt, das sollen
Weihnachtslieder sein?
Zufriedenheit und Stille
und heimliches Glück?
Schau immer vorwärts
im rasenden Taumel,
niemals zurück.

Sieh nur die Narrenkappen,
sie liegen schon bereit,
können kaum warten
auf ihre Zeit . . .

Ach, wie arm sind doch
wir reichen Menschen heut'! cg

